Im Bann und Zauber

von Wissenschaft und Leben, von Krieg und Frieden.

[illegible] zur [illegible]

von

Ernst [illegible]

[illegible]

Leipzig.

Theodor Thomas

1902

Im Bann und Zauber

von Leidenschaft und Wahn, von Ernst und Scherz.



Licht- und Nebelbilder

von

Ernst Willkomm.

Zweiter Band.



Leipzig.
Theodor Thomas.
1862.

Inhalt.

Der Schichtmeister.

1.

In einer schwülen Sommernacht ward die Glocke am Hause des jungen Kreisarztes, Namens Marwig, gezogen. Ein schmächtiger Mann mit blassen, eingefallenen Wangen trat ein und fragte den öffnenden Diener, ob der Herr Doctor zu sprechen sei. Dieser bejahte und führte den Fremden ins Wartezimmer, um seinem Herrn, der erst kürzlich zur Ruhe gegangen war, den späten Besuch zu melden. Marwig, ein Mann von vielen Kenntnissen und durch eine Reihe höchst glücklicher Curen schnell zu Ruf gekommen, war mit Leidenschaft Arzt, und deshalb stets bereit, seiner Pflicht zu genügen. Die Stelle eines Kreisarztes hatte ihm die Regierung erst seit einigen Monaten gegeben, um dem für die Wissenschaft lebenden jungen Manne in seinem anerkennenswerthen Streben einige Unterstützung zu Theil werden zu lassen. Mit den

Worten: „Bedarf Jemand meiner Hülfe?“ trat der Arzt dem Fremden gegenüber.

Marwig sah jetzt, daß er einen Bergmann vor sich habe, und vermuthete, es möge in einem der vielen Schachte, die sich in einem Umkreise mehrerer Meilen auf dem öden Hochplateau befanden, Jemand verunglückt sein.

Der Bergmann warf dem Arzte, dessen offenes Gesicht Vertrauen einflößte, einen still forschenden Blick zu, als habe er ihm eine wichtige Mittheilung zu machen, die auszusprechen ihm jedoch schwer falle. Dann sagte er mit sehr leiser Stimme:

„Kennen Sie den Schichtmeister Goldenstein, Herr Doctor?“

„Lieber Mann,“ versetzte der Kreisarzt, „ich wohne erst seit Kurzem hier in der Gegend, und kenne nur meine allernächsten Nachbarn persönlich; indeß glaube ich den Namen Goldenstein schon einige Male gehört zu haben. Ist es vielleicht derselbe, der drüben im Waldthale die Oberaufsicht über die Arsenikwerke zu führen hat?“

„Es gibt nur diesen einen Schichtmeister Goldenstein,“ bekräftigte der Bergmann.

„Dann lebt derselbe auch noch nicht lange in der hiesigen Gegend,“ fuhr Marwig fort.

„Zum Herbst wird es ein Jahr," sprach der Bergmann. „Früher war Herr Goldenstein bei dem Bergamte im Obergebirge angestellt."

„Wünscht mich der Schichtmeister zu sprechen, und hat es Eile?" fiel der Kreisarzt ein.

„Ob es gerade Eile hat, weiß ich nicht, Herr Doctor," erwiderte der Bergmann. „Herr Goldenstein ist ein eigener Mann, der selten sagt, was er denkt. Gesund mag er nicht sein, das kann man ihm ansehen; was ihm aber fehlt, das weiß er wohl selbst nicht. Sein Auftrag, den er mir gab, lautete: ich solle Ihnen, Herr Doctor, einen Gruß sagen, und er ließe Sie bitten, ihn zu besuchen, und zwar, wenn es möglich wäre, noch vor Tagesanbruch."

„Und doch sagt Ihr, Herr Goldenstein sei nicht eigentlich krank?"

„Zu Bette lag er nicht, als ich ihn verließ."

„Es ist kurz vor Mitternacht!"

„Acht Minuten fehlen noch, ich weiß es genau. Dann beginnt meine Schicht."

„Hier nahebei auf der Silberzeche?"

„Da fahre ich an."

„Einen weiteren Auftrag habt Ihr nicht?"

„Nein, Herr Doctor."

„So will ich Euch nicht aufhalten. Glück auf!"

„Glück auf!“ erwiderte der Bergmann, bedeckte sein Haupt mit dem Grubenhut und verließ die Wohnung des Kreisarztes.

Marwig begleitete den Fortgehenden bis vor die Thür, dann rief er den Diener und befahl diesem, sein Pferd zu satteln.

„Sonderbar!“ sagte er, sich die Sporen anschnallend, ein Besteck mit verschiedenen chirurgischen Instrumenten und einige Arzneien zu sich steckend, die sich in einer Menge Fällen ohne Bedenken anwenden ließen. „Wie kommt der mir völlig unbekannte Mann auf den wunderlichen Gedanken, mitten in der Nacht zu mir zu schicken und sich meinen Besuch zu erbitten! Leidet er vielleicht an aufregender Schlaflosigkeit? Oder ist er hypochondrisch? Goldenstein? — Schichtmeister Goldenstein? Ich muß doch mehr, wie einmal, von diesem Manne haben sprechen hören!“

Der Diener meldete, daß sein Auftrag besorgt sei und das Thier auf des Herrn Doctors Befehl sogleich vorgeführt werden könne. Marwig nickte, ergriff Hut und Gerte, schwang sich in den Sattel und ließ das Thier langsam austraben.

Die Nacht war schwül und still, der Himmel mit leichtem Gewölk umschleiert; der zunehmende Mond stand tief und neigte sich bereits dem Untergange zu. Ein Ritt in solcher Nachtstille würde anziehend gewesen

sein, hätte die Gegend, durch welche Marwigs Weg führte, nicht den Charakter unheimlicher Oede an sich getragen. Viele Stunden weit sah man auf der Hochebene keinen Baum; nur Gestrüpp wucherte hier und da zwischen zerklüftetem Gestein, und breite, wüste Felder grauschwarzer Halden zogen sich, unübersehbaren Schatten gleich, zu beiden Seiten des Weges fort. Hüben und drüben standen mitten im Grau dieser Halden einsame Zechenhäuser; auch schlug da und dort aus schluchtenartigen Vertiefungen eine violette Lohe oder blendendweißer Rauch auf, und das einförmige Schlagen zweier verstimmter Glocken, das sich in regelmäßigen Pausen immer von Neuem wiederholte, klang mehr schauerlich, als anziehend. Es waren die Glocken zweier Gestänge, welche die unterirdischen Wasser aus der Tiefe bearbeiteter Schachte hoben.

Vor dem nachdenklich forttrabenden Arzte, gerade im Süden, lagen die Kuppen des Gebirges. Marwig konnte sie bei dem matten Schimmer des Mondes deutlich erkennen, und während er seine scharfen Augen rechts und links über die grauen Felder der Halden gleiten ließ, prägte er das seltsame Nachtbild, das ihn in seiner traurigen Leblosigkeit doch anzog, fest seinem Gedächtnisse ein.

Nach Verlauf einer Stunde senkte sich der Weg. Eine Thalmulde von bedeutender Ausdehnung lag vor

ihm, und in derselben, noch ziemlich entfernt, zeigten sich ein paar hell erleuchtete Gebäude. Marwig wußte, daß dies Fabriken seien, in denen Tag und Nacht gearbeitet wurde. Sie blieben ihm rechts liegen, denn die Wohnung des Schichtmeisters Goldenstein befand sich unfern des großen Arsenikwerkes am oberen Ende des Thales. Dahin lenkte der Kreisarzt jetzt sein Pferd.

Es währte nicht lange, so begann das Thier zu schnauben, mit dem Kopfe unruhig sich zu bewegen, die Mähne wiederholt zu schütteln. Diese Unruhe des Thieres rührte von einem kaum bemerkbaren Luftzuge her, welcher von der Höhe des Thales herabstrich. Dem Doctor fiel dieser Luftzug auf die Brust; er war merkwürdig warm und dunstig scharf. Doch verlor er sich bald wieder, als der Weg eine Biegung machte. Nun gewahrte der junge Arzt oben über dem Thale eine schwere Wolke lagern, die nur geringe Bewegung zeigte. Bald darauf erkannte er auch hohe Schlote, aus denen dieser schwere Dunst aufbrodelte. Es war das Arsenikwerk, das vor ihm lag, vom Volke gewöhnlich nur die Gifthütte genannt. Aller Anbau im Thale hörte nun auf; weder Mensch noch Thier mochte in unmittelbarer Nähe dieses Tod aushauchenden Werkes ununterbrochen leben. Kein Vogel näherte sich dem vergifteten Luftkreise. Die Wohnung des Hütten-

inspectors, seitwärts in waldiger Umhegung gelegen, und zwar so, daß die aus dem Werk aufsteigenden Dünste vom Winde über sie fortgeführt wurden, war die nächste Ansiedelung, in welcher sich Menschen aufhielten.

Marwig, obwohl nicht bekannt in der Gegend, leitete doch instinctartig sein Pferd von der Fahrstraße, welche nach dem Werke führte, auf einen Fußsteig ab, da er vermuthete, es werde dieser zur Wohnung Goldensteins führen. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Weg lief kurze Zeit bergan, bog dann in ein dünnes Wäldchen ein und endigte in einem recht anmuthigen Thalkessel, in dessen waldumsäumter Tiefe das stattliche Haus des Hütteninspectors lag. Noch einige Minuten, und der Kreisarzt hielt vor der Thür dieses Hauses. Sein Pferd wieherte laut, als wolle es damit anzeigen, daß es sich freue, in einer von giftigen Dünsten nicht mehr geschwängerten Atmosphäre wieder frei athmen zu können.

2.

Kaum hatte sich Doctor Marwig aus dem Sattel geschwungen, als auch schon die Thür des Hauses geöffnet ward. Ein Mann mit einer Laterne trat ihm entgegen.

„Herr Doctor Marwig?“ fragte er, die Leuchte aufhebend, so daß der Schein des Lichtes den Ankömmling überstrahlte.

„Der bin ich,“ versetzte der Arzt. „Ich komme doch hier recht zum Herrn Schichtmeister Goldenstein?“

„Belieben der Herr Doctor gefälligst einzutreten,“ erwiderte der Mann mit der Laterne, das jetzt wieder schnaubende Thier am Zügel fassend und es nach einem Schuppen führend, der seitwärts am Hügelabhange lag.

Doctor Marwig trat in das Haus, wo bereits ein zweites Licht sichtbar geworden war. Dieses Licht

hielt die Hand eines jungen Mädchens, das ihn mit großen, fast geisterhaften Augen ansah. Der Kreisarzt erschrak vor diesem Blick und blieb stehen, indem er mit stummem Gruße sich vor dem Mädchen verbeugte.

„Ich bin der Doctor Marwig," sagte er, da das Mädchen keinen Laut von sich gab. „Man hat mich rufen lassen; kann ich den Herrn Schichtmeister Goldenstein sprechen?"

Des Mädchens Züge erheiterten sich und ein freundliches Lächeln spielte um ihren Mund. Sie öffnete eine Thür, machte eine einladende Handbewegung und sagte:

„Darf ich bitten, Herr Doctor? Mein Vater soll sogleich unterrichtet werden."

Marwig folgte dieser Einladung; das Mädchen stellte das Licht auf einen mitten im Zimmer befindlichen, runden Tisch und entfernte sich wieder. Im ganzen Hause war es still wie im Grabe. Das Licht brannte düster und erhellte das ziemlich große Zimmer nur ungenügend. Es war sehr einfach möblirt, wie es Sitte ist im Gebirge. Nirgend bemerkte der Doctor eine Spur von Luxus. Außer einigen Stühlen von polirtem Birkenholz und einem braun lackirten Schreibpulte, das schon ziemlich lange Dienste geleistet zu haben schien, gab es kein Möbel von nur einigem

Werth in diesem Zimmer. An der breitesten Wand hing ein mittelgroßer Spiegel, der am oberen Ende schadhaft war. Es schien, als sei diese Stelle durch das gewaltsame Anprallen eines scharfen Gegenstandes entstanden. Nur in der einen Ecke auf niedrigem Tische fesselte ein flimmerndes Gehäuse die Blicke des jungen Kreisarztes.

Marwig ergriff den Leuchter mit dem düster brennenden Lichte und näherte sich diesem Gegenstande. Ein Lächeln beschlich ihn seiner Neugierde wegen, denn er sah etwas sehr Bekanntes. Der Schichtmeister hatte eine jener Nachbildungen dort aufgestellt, welche das Innere eines Bergwerkes veranschaulichen sollen. Ausgediente oder durch irgend einen Unfall dienstunfähig gewordene Bergleute pflegen derartige, durch complicirte Mechanismen in Bewegung zu setzende Schachte zu bauen, um dieselben auf allen Märkten für Geld sehen zu lassen. Der Doctor bemerkte, daß in dieser künstlichen Nachbildung nichts Wesentliches vergessen war. Oben über der Grube stand das Bethaus, wo etwa ein Dutzend zur Anfahrt angekleideter Bergleute ihr Gebet verrichteten. Daneben in einer besonderen Abtheilung befand sich das Göpelwerk, daneben das Gestänge mit dem Schöpfrade. In zwei Schachten wurden die Fahrten sichtbar, auf denen einige Bergleute mit Grubenlichtern hingen, diese zu Tage, jene zu Berg fahrend.

In der Tiefe in glänzenden Höhlungen sah man Häuer vor Ort sitzen, das erzhaltige Gestein bearbeitend. Hundstößer mit erzgefüllten Hunden zeigten sich in der Tiefe, und aus blutigrother Kluft stierte feurigen Auges der Berggeist, dieser Wächter über alles edle Metall, der Schrecken und zugleich auch der Trost aller gläubigen Bergleute.

Noch betrachtete Doctor Marwig dies mit vielem Geschick zusammengefügte Kunstwerk, als er die Thür wieder öffnen hörte. Das junge Mädchen trat abermals ein, bat um Entschuldigung, daß sie ihn einige Zeit allein habe lassen müssen, und sagte dann:

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu folgen, Herr Doctor? Mein Vater erwartet Sie."

Der Kreisarzt zögerte nicht. Während er eine breite, steinerne Treppe hinanstieg, schlug eine Uhr halb drei.

„Wir bitten tausendmal um Verzeihung, Herr Doctor," sprach das Mädchen, als sie die Schläge der Glocke vernahm, „aber mein armer Vater war so unruhig! Wir konnten uns wirklich gar nicht mehr helfen! — Nicht wahr, Herr Doctor, Sie lassen meinem Vater nicht entgelten, daß eine so unschickliche Stunde —"

Das Mädchen endigte nicht, denn ein heiseres, pfeifendes Husten ließ sich hören, und gleichzeitig ward

die Thür eines Zimmers geöffnet, das gerade auf die Treppe sah. Doctor Marwig stand dem Schichtmeister Goldenstein gegenüber.

Goldenstein war ein Mann von einigen fünfzig Jahren, musculös, aber doch hager. Er mußte Jedem durch die Form seines Kopfes auffallen, der eine ungewöhnliche Länge zeigte. Aus dem schmalen, farblosen Gesicht blitzten unter starken, grauen Brauen zwei scharfe, kluge Augen. Als er den Kreisarzt erblickte, milderte sich der strenge Ausdruck seiner Züge, und mit freundlich grüßenden Worten nöthigte er ihn ins Zimmer.

„Verehrter Herr Doctor," begann der Schichtmeister, dem Arzte einen Sessel anbietend, während er selbst seinen Sitz am Tische, der mit einer Menge glänzender Erzstufen bedeckt war, wieder einnahm, „ich habe sehr um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie so ohne Weiteres in Ihrer Nachtruhe störte. Aber ich konnte nicht anders, Herr Doctor, beim Himmel, ich konnte nicht anders!"

Marwig antwortete nur durch eine leichte Verbeugung. Er wußte nicht, wie er den Mann mit den stechenden Augen, der weder schwach noch besonders aufgeregt zu sein schien, behandeln solle. Goldenstein achtete nicht darauf, sondern fuhr nach einer Pause von wenigen Secunden fort:

„Ich habe überaus viel Gutes von Ihnen gehört, Herr Doctor, und das flößt mir Vertrauen zu Ihrem Wissen, zu Ihrer Kunst ein. Es ist schwer, mein Vertrauen zu gewinnen, und nur sehr Wenige dürfen sich dessen rühmen. Ich bin gar zu oft hintergangen worden von Freunden, Vorgesetzten und andern Leuten, und das hat mich vorsichtig, vielleicht etwas zu vorsichtig gemacht."

Er schwieg, ergriff eine der vor ihm liegenden Erzstufen und betrachtete sie mit Aufmerksamkeit.

„Sollte der Mann wohl an einer fixen Idee leiden?" dachte Marwig, den Schichtmeister ruhig beobachtend.

„Kennen Sie dies Gestein?" fragte Goldenstein plötzlich den Arzt, indem er ihm sein schmales Gesicht zukehrte und die funkelnde Stufe nahe vor seine Augen brachte.

„Ich muß zu meiner Schande gestehen," erwiderte der Doctor, „daß ich in der Mineralogie sehr wenig bewandert bin; auf die Pflanzenkunde verstehe ich mich besser."

Goldenstein lächelte in eigenthümlicher Weise.

„Die Medicin bedient sich wohl meistentheils nur vegetabilischer Gifte?" sagte er, abermals einen seiner schneidend kalten Blicke dem Kreisarzte zuwerfend. Ohne aber dessen Antwort abzuwarten, setzte er hinzu:

„Es ist dies eine Zinnoberstufe; ich besitze deren eine ziemliche Anzahl, und manche kann für ein Cabinetsstück gelten.“ Der Schichtmeister legte die Erzstufe wieder vor sich hin und reichte dem jungen Arzte die Hand.

„Ahnen Sie, Herr Doctor, weshalb ich Sie rufen ließ?“ fragte er mit einiger Selbstüberwindung. „Ich will es Ihnen ohne Umschweife sagen. Mich flieht der Schlaf, und diese ewige Schlaflosigkeit verstimmt mich; ich werde heftig, unumgänglich, selbst ungerecht gegen Andere. Das taugt nichts für einen Beamten, noch dazu in meiner Stellung, und darum, bester Herr Doctor, müssen Sie mir eins von Ihren Wundermitteln geben.“

„So gern ich bereit bin, Ihnen zu dienen,“ erwiderte Marwig, „so nöthig ist es doch, vorher die Quelle Ihrer Schlaflosigkeit zu ermitteln, wenn ich eine wirksame Medicin wählen soll. Schlaflosigkeit kann aus sehr verschiedenen Ursachen entstehen. Zu angestrengte geistige Thätigkeit, heimlicher Kummer, zeitliche Sorgen, unordentliches Leben, eine Vergangenheit, die reich war an trüben, düsteren Ereignissen das Alles bewirkt in späteren Jahren schlaflose Nächte.“

Der Schichtmeister lächelte. Er sah den Arzt mit sehr klugem Auge an und sagte:

„Aus allen diesen Ursachen kann ich nicht schlaflos werden. Ich glaube vielmehr, es liegt bei mir in der Luft.“

„Wie das?“ fragte Marwig.

Goldenstein erhob sich und ergriff abermals die Erzstufe.

„In diesem Gestein,“ sagte er, „verbirgt sich Gift. Indem wir es schmelzen, läutern, gewinnen wir dieses Gift Das läßt sich aber nur auf künstliche Weise machen, und dabei lös't sich eine sehr beträchtliche Menge dieses mineralischen Giftes in Dunst auf, welcher die Atmosphäre mit Gifttheilen schwängert. Glauben Sie, Doctor, daß ein fortgesetztes Einathmen von mit solchen Giftatomen erfüllter Luft zerstörend auf den menschlichen Organismus wirken kann?“

„Ohne Zweifel,“ versetzte Marwig, „ich habe indeß gehört, daß man sehr zweckmäßige Vorkehrungen getroffen hat, um diese giftigen Dünste für Diejenigen, welche genöthigt sind, mit der Gewinnung des Arseniks sich zu beschäftigen, möglichst unschädlich zu machen.“

„Möglichst! Möglichst!“ rief Goldenstein. „Was nennen Sie möglichst? Kann es nicht auch Naturen geben, die nur eine sehr geringe Quantität giftiger Luft einzuathmen brauchen, um für immer dadurch

vergiftet zu werden? Mir scheint, ich gehöre zu diesen Naturen, und darum möchte ich bei Zeiten Vorkehrungen treffen."

Marwig hatte sein Auge unverwandt auf den Zügen des Schichtmeisters ruhen lassen. Die bleiche, ins Fahle spielende Gesichtsfarbe desselben konnte allerdings vom Einathmen arsenikhaltiger Luft herrühren; nur wollte es dem Arzte nicht einleuchten, daß der so kurze Aufenthalt Goldensteins in der Nähe der Gifthütte, die er in seiner Eigenschaft als Inspector nur selten zu betreten nöthig hatte, eine so auffallende Wirkung äußern solle. Auch sonstige Spuren einer Vergiftung konnte Marwig an dem Schichtmeister nicht entdecken, am allerwenigsten glaubte er die Schlaflosigkeit, über welche Goldenstein ganz allein Klage führte, davon herleiten zu dürfen. Um indeß möglichst sicher zu gehen, richtete er mehrere Fragen an den seine Hülfe wünschenden Beamten, welche dieser sehr bestimmt beantwortete. In Folge dieser Ausforschung gewann Marwig die feste Ueberzeugung, daß Goldenstein von den in der Luft schwebenden Arsenikdämpfen persönlich noch nichts zu leiden gehabt habe. Die Schlaflosigkeit des schwer zu ergründenden Mannes mußte anderswo zu suchen sein. Um nun der eigentlichen Ursache derselben auf die Spur zu kommen, nahm der junge Arzt die Miene an, als theile er doch die

Ansicht des Schichtmeisters. Der Mann erweckte sein Interesse. Er besaß Bildung; er hatte gedacht, eine tiefere Erforschung seines Charakters konnte zur Vermehrung seiner, jedem Arzte unerläßlichen, Menschenkenntniß führen. Marwig schrieb daher ein Recept, und indem er es Goldenstein einhändigte, sagte er bedeutsam:

„Gebrauchen Sie diese Medicin mit großer Vorsicht. Ich hoffe, die Wirkung wird nach einiger Zeit Ihren Wünschen entsprechen."

Der Schichtmeister sah den Arzt so scharf an, als wolle er in der Seele des jungen Mannes lesen, und nahm das Recept dankend hin. Marwig stand auf.

„Ich muß mich für diesmal empfehlen, Herr Hütteninspector," sagte er, den Stuhl zurückschiebend und nochmals den Tisch mit den flimmernden Erzstufen flüchtig überblickend. „Nach einigen Tagen werde ich mit Ihrer Erlaubniß wieder nachfragen. Hoffentlich treffe ich Sie dann in einer beruhigteren Stimmung."

Goldenstein wollte den Arzt nicht länger aufhalten. Er bat ihn nur, pünktlich zu sein, rief seine Tochter Adele, die auch sogleich an der Treppe mit Licht erschien, und verabschiedete sich von Marwig mit der

landesüblichen Redensart: „Nehmen Sie das Geleite mit sich!“

Adele war schon leichten Fußes die Treppe hinabgehüpft. Marwig folgte ihr, mit Wohlgefallen sein Auge auf die schlanke, behende Gestalt des jungen hübschen Mädchens heftend. Wenige Schritte vor der Hausthür blieb Adele stehen, warf einen lauschenden Blick rückwärts und sagte dann in flüsterndem Tone zu dem Kreisarzte:

„Finden Sie den Zustand meines Vaters bedenklich, Herr Doctor?“

„Keineswegs, mein Fräulein,“ erwiderte Marwig. „Eine leichte nervöse Störung, nichts weiter! Das wird sich verlieren, sobald der Herr Inspector sich nur recht ernstlich vornimmt, ruhig zu bleiben.“

„Auch die Schatten?“ fragte Adele mit einem Blick auf Marwig, der das innerlichste Entsetzen verrieth. Der junge Arzt faßte sich schnell, und setzte mit Zuversicht hinzu:

„Auch die Schatten!“

„O, Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ rief Adele mit gepreßter Stimme aus, während ihre großen, sprechenden Augen sich mit Thränen füllten.

In diesem Augenblicke ward die Hausthür geöffnet. Der Schimmer des Frühroths säumte den Bergwald schon mit Purpur. Wiehernd begrüßte das

ungeduldig scharrende Pferd seinen Herrn, und wenige Minuten später sah Marwig die Gifthütte mit ihrer Dunstwolke über dem hohen Schlot wieder vor sich liegen.

3.

„Auch die Schatten?“ wiederholte Marwig, als er in der dämmernden Morgenluft, die frisch thalaufwärts strich und die Dünste von dem Arsenikwerke nach dem Bergwalde forttrieb, weiter ritt. „Was wollte das Mädchen damit sagen? — Soll ich in ein Geheimniß eingeweiht werden, ohne daß ich es wünsche? — Und warum klagte der Schichtmeister nur über Schlaflosigkeit, ohne ein Wort von den Schatten zu sagen, die seiner Tochter, wie es scheint, so große Unruhe machen?“

Marwig ritt im Schritt den Thalhang hinauf. Die Sonne war bereits aufgegangen und vergoldete die Nebelstreifen, die in seltsamen Gebilden über den Halden im leichten Winde hin- und herzogen. Leben sah man auch jetzt ebenso wenig, wie in der Nacht. Man konnte verleitet werden, sich mitten auf einem

verwitternden Lavafelde zu befinden, so traurig öde, kahl und ausgestorben war die völlig unbewohnte Gegend. In Gedanken versunken ließ Marwig seinem Pferde die Zügel. So kam es, daß das Thier einen Richtweg einschlug, der an einem Grubenhause dicht vorbeiführte. Es war ein Schacht, aus welchem Erz zu Tage gefördert wurde. Zwei Bergleute standen arbeitend an der Winde, um die gefüllten Göpel herauf aus der Tiefe zu heben. Der junge Arzt rief den fleißigen Männern den üblichen Bergmannsgruß freundlich zu, der in gleicher Weise erwidert ward. Gleichzeitig strauchelte das Pferd über umhergestreute Erzschlacken und blieb stehen. Marwig schmeichelte dem Thiere, während er die Frage an die Bergleute richtete:

„Wie heißt das Werk, zu welchem dieser Schacht führt?“

„Der neue Silberblick, Herr Doctor,“ erwiderte der älteste der beiden Männer.

„Kennt Ihr mich denn?“

Der Bergmann bejahte. „Ich bin dem Herrn Kreisarzte schon oft begegnet,“ sagte er, „und ich denke, nun Sie auch in diese Gegend kommen, werden wir uns noch häufiger sehen.“

„Der Arzt ist selten ein gern gesehener Gast,“ warf Marwig ein. „Man sieht ihn lieber gehen, als kommen.“

„Und doch giebt es Leute," versetzte der Bergmann, „die sich mitten in der Nacht Aerzte holen lassen, bloß weil sie meinen, ein hellbrennendes Licht brenne für sie zu dunkel."

Der Arzt sah den Mann fragend an.

„Das versteh' ich nicht," sagte er, die schlaff herabhängenden Zügel wieder fassend und sich in den Bügeln hebend. Der erzgefüllte Göpel zeigte sich in der Oeffnung des Schachtes und ward jetzt von den Bergleuten umgestürzt, worauf sie in ihrer anstrengenden Arbeit fortfuhren.

„Wenn Sie, wie wir meinen, bei dem Herrn Schichtmeister Goldenstein in vergangener Nacht einen Besuch gemacht haben," fuhr der Bergmann fort, „so kann's doch blos des dunkelbrennenden Lichtes wegen gewesen sein. Aber ich weiß schon Bescheid," setzte er schlau lächelnd hinzu, „Sie wollen nicht davon reden, und daran thun Sie vollkommen Recht. Herr Goldenstein ist ein gar eigensinniger Herr, der keinen Doctor mehr über seine Schwelle läßt, wenn er nicht jedes Wort, das er ihm sagt, wie das Grab verschweigt."

„Es ist die Pflicht jedes gewissenhaften Arztes, die Mittheilungen und Geheimnisse seiner Kranken gegen Jedermann zu verschweigen. Nur einen einzigen Fall könnte es geben, der eine Ausnahme von dieser Regel zu machen gebietet."

„Also doch, Herr Doctor?“ sprach der Bergmann. „Einen solchen Fall kann es geben? Und welchen Fall haben Sie dabei im Sinne?“

„Wenn ein Kranker dem Arzte ein schweres Verbrechen anvertraute!“

Der Bergmann schüttelte den Kopf, sah aber Marwig mit einem Blicke an, in dem sich ein Geheimniß verbergen konnte.

„Solche Fälle kommen sicherlich nur selten vor, Herr Doctor,“ sagte er langsam, jedes einzelne Wort scharf betonend. „Indeß, wenn ein Doctor recht sanft und zutraulich ist und sich das Vertrauen seiner Patienten zu erwerben versteht, mag doch gar Mancher von diesen gelehrten Herren um wundersame Dinge wissen.“

Marwigs Pferd ward ungeduldig, und obwohl der junge Arzt gern noch mit dem, wie es schien, redseligen Manne einige Zeit geplaudert hätte, hielt er es doch für klüger, diese Unterhaltung mit dem ihm ganz unbekannten Häuer abzubrechen, in der Hoffnung, später Gelegenheit zu einer Wiederaufnahme des Gespräches zu finden. Mit abermaligem „Glück auf!“ ritt er weiter und erreichte unter raschem Traben gegen sechs Uhr Morgens seine Wohnung.

Obwohl die starke Praxis den Kreisarzt so vollständig beschäftigte, daß ihm wenig Zeit zu andern

Dingen übrig blieb, mußte er doch immer wieder an seinen nächtlichen Besuch bei Goldenstein denken. Der Mann beschäftigte Marwig Tag und Nacht. Er sah ihn fortwährend vor sich mit dem schmalen, blassen Gesicht, aus dem die klugen, scharfen Augen wie Brillanten funkelten. Dann vernahm er wieder die bang' gelispelten Worte Adele's und die verhüllten, vieldeutigen Bemerkungen des Bergmannes im Grubenhause. Es war ihm lieb und er mußte sich deshalb selbst loben, daß er dem Schichtmeister eine ganz unschädliche Mixtur verschrieben hatte. Er hielt diese kleine Täuschung für erlaubt, weil er in Goldenstein einen nur eingebildeten Kranken vor sich zu haben glaubte. Vertraute der Schichtmeister seinem ärztlichen Wissen, so war es nicht unwahrscheinlich, daß die ihm gereichte Medicin eine sehr gute Wirkung habe. Geschah dies, dann konnte er nicht mehr zweifeln, daß Goldenstein an Einbildungen leide, die ihm die nächtliche Ruhe verscheuchten. Stellte sich dagegen eine Besserung nicht ein, dann bot sich von selbst die Gelegenheit, den Kranken wieder zu besuchen, und in diesem Falle war Marwig entschlossen, auf das Wort Adele's zurückzukommen und um eine Erklärung desselben zu bitten.

Marwigs Wohnort bot des Anziehenden, Fesselnden nur wenig. Es war eine Bergstadt ohne andern

Verkehr, als bergmännischen. Außer den Spitzen der Behörden lebte fast die gesammte Bevölkerung ausschließlich vom Bergbau. Ein wissenschaftlich gebildeter und in andern Verhältnissen erwachsener Mann würde unter solchen Verhältnissen bald eine gewisse Leere verspürt haben, wenn er sich nicht in dem, was die Mehrheit interessirte, heimisch zu machen suchte. Der junge Kreisarzt dagegen wünschte seine Kenntnisse zu erweitern, und so bemühte er sich, das Bergwesen möglichst genau kennen zu lernen. Die Bergbeamten, welche in der Bergstadt lebten, waren in ihrem Fache sehr unterrichtete Leute und zu jeder Zeit bereit, dem wißbegierigen Doctor Rede und Antwort zu stehen. Von ihnen erfuhr Marwig eine solche Menge Einzelnheiten über den Bergbau, daß er den lebhaftesten Antheil an Allem nahm. Der Wunsch, in einigen der bedeutendsten Gruben anzufahren, mußte sich folgerichtig daran knüpfen, und Marwig war entschlossen, denselben zur That werden zu lassen, sobald seine Zeit es ihm erlauben würde, sich einige Stunden lang unter der Erde zwischen Häuern, Hundstößern in feuchten Stollen und funkelnden Erzgängen herumzutreiben.

Dieser Wunsch nun sollte dem jungen Arzte eher erfüllt werden, als er vermuthete. Eines Tages über Tische — Doctor Marwig speis'te als unverheiratheter

Mann mit vielen ebenfalls unverehelichten Bergbeamten in dem einzigen Hôtel der kleinen Stadt — klopfte ihm der Obersteiger Rautenbusch auf die Schulter, als er an seinem Stuhle vorüber ging, und sagte:

„Doctor, haben Sie heute Abend Lust, mit anzufahren auf Altensturz? Sie finden Gesellschaft, recht anmuthige."

Der Obersteiger blinzelte vielsagend mit den Augen und führte dabei die Fingerspitzen an die Lippen.

„Ein paar deliciöse Mädel, sag' ich Ihnen, Doctor," fuhr er heiter fort. „Wir werden Spaß haben mit den niedlichen Forellen, wenn sie erst eine halbe Fahrt tief in der Erde stecken. Die Eine, Doctor, hat auch Geld; 's ist eine Russin, Minka oder Maschinka mit Namen, aber sie spricht ein so ehrliches Deutsch, als wäre sie im Thüringer Walde geboren. Nehmen sie sich dieser muntern Russischen Goldforelle ritterlich an, und wer weiß, ob Sie dann nicht aus einem Silberbergwerke gleich schön gemünztes Gold zu Tage fördern."

Marwig fragte lächelnd, zu welcher Zeit die Anfahrt in so anziehender Gesellschaft beginnen solle und wie lange der Aufenthalt im Bergwerke wohl dauern könne.

„Punkt sechs Uhr erwarte ich meine schönen Begleiterinnen mit ihren steifbeinigen Oheimen im Gruben-

hause," fuhr der Obersteiger fort. „Dann wird Toilette gemacht, und wenn man damit zu Stande gekommen ist, heißt es, den Fuß auf der Fahrt: Glück auf!"

„Toilette?" sagte Marwig zerstreut. „Toilette, um ein Bergwerk zu besehen? Das scheint mir überflüssiger Luxus zu sein."

Der Obersteiger lachte herzlich.

„Sie werden eine andere Ansicht gewinnen, wenn Sie meine Schützlinge erst mit eigenen Augen sehen," sprach er. „Schönheiten müssen sich pflegen und putzen, sonst geht der köstliche Duft verloren, der sie Jedermann so anmuthig macht. Sie kommen also doch, Doctor?"

„Wenn Sie mir versprechen, daß wir vor Mitternacht wieder auf Gottes fester Erdkruste stehen. Um Mitternacht habe ich zu thun."

„Um Mitternacht! Hu! Wie das schauerlich klingt! Man sollte meinen, Sie sprengten auf schwarzem Hengste in wildem Galopp über die öden Halden, ließen sich an einem ersoffenen, in Verruf stehenden Schachte nieder und brauten Zaubertränke."

„Je nun, wer weiß!" versetzte Marwig lächelnd. „Wie der Bergmann geheimen Umgang pflegt mit erzhütenden Kobolden und andern unnahbaren Geistern der Tiefe, so hat auch der Arzt seine Geheimnisse, die er nicht Jedem verräth. Wenn Sie aufpassen wollen,

so wäre es immerhin möglich, daß Sie mich gleich dem wilden Jäger bald nach Mitternacht auf schnaubendem Rosse über die Halden jagen sähen. Mir ist neuerdings ein Geheimniß aufgestoßen, das ich gern ganz ergründen möchte, und das ist nur möglich in tiefer, stiller Nacht, wo Geister schweifen und Elfen ihre Zauberreigen schlingen.“ Marwig sprach die letzten Worte mit tiefer, geisterartiger Stimme, was nur dazu beitrug, die gute Laune des Obersteigers noch zu erhöhen.

„Ausgezeichnet das, Doctor!“ rief er munter. „Wenn Sie unten in der Grube die jungen Mädchen in solchem Tone unterhalten, giebt es die schönsten Ohnmachten.“

„Wir wollen uns lieber Mühe geben, die holden Bergfahrer, die zu sehen ich sehr begierig bin, in blühender Lebensfrische zu genießen.“

„Also um sechs!“

„Schlag sechs Uhr stehe ich an der Thür des Grubenhauses, und kann ich dann noch Ihren Schönen behülflich sein bei ihrer Toilette, so dürfen Sie über mich verfügen.“

4.

Ein Gewitter strich über das Gebirge und hüllte die höchsten Kuppen desselben in graue Schleier, als Doctor Marwig die Thür des Grubenhauses öffnete. Außer seinem Freunde, dem Obersteiger, sah er noch drei andere Bergleute in dem sehr schmucklosen Raume, von denen zwei ihrer Kleinheit wegen ihm auffielen. Da sie Marwig den Rücken zukehrten, konnte der Doctor deren Gesichter nicht sehen. Der Obersteiger, mit Schachthut und Hinterleder angethan, ging ihm heiter entgegen. „Brav, Doctor, daß Sie Wort halten!“ sprach er. „Die Bergglocke wird in einer Minute sechs Uhr schlagen.“

Bei diesen Worten kehrten sich die beiden knabenhaften Bergleute um, und Marwig blickte erstaunt in ein paar feine, rosige Gesichter, die ihre großen, klugen Augen etwas neugierig auf den jungen Arzt richteten.

„Fräulein Minka Rodowacz aus Moskau und Fräulein Hulda Kettenborn aus Prag," sagte der Obersteiger. „Diese jungen Damen mit ihren Oheimen, die sogleich das Toilettenzimmer verlassen werden, haben den Wunsch geäußert, eine halbe Schicht im Innern der Erde zuzubringen."

Doctor* Marwig grüßte die jungen Damen aufs Artigste. Beide Mädchen sahen höchst drollig aus in dem groben Bergmannscostüme, das sie hatten anlegen müssen. Der Untersteiger reichte ihnen jetzt das Grubenlicht, das vorne am Gürtel befestigt ward. Anzug und Umgebung stimmten die Mädchen sehr heiter, und da sie sich in einem kleinen, zerbrochenen Spiegel, der an der Wand hing, zu betrachten doch nicht unterlassen konnten, brachen beide über die seltsame Figur, welche sie spielten, in herzliches Lachen aus.

Marwig wechselte einige Worte mit den Schönen, die in ihrer Bergtoilette viel Verführerisches hatten, und ging dann in einen Verschlag, um ebenfalls Grubentracht anzulegen. Hier traf er die Oheime der beiden Cousinen, die auf die bevorstehende Fahrt weniger begierig, als ihre kecken Nichten, zu sein schienen. Gekleidet, wie ein Bergmann, das Grubenlicht am Gürtel, kehrte der Kreisarzt zu den Uebrigen zurück. Er verbeugte sich lächelnd vor den Mädchen und bat darauf die sehr niedliche Russin, ihm ihre Hand zu erlauben,

damit er ihr beim ersten Schritt auf die Fahrt behülflich sein könne. Minka schlug dies Anerbieten nicht ab, und legte eine feine, weiche Hand auf den Arm des jungen Mannes. Handschuhe zu tragen, war nicht gestattet, weil diese ein festes Anfassen der Fahrtsprossen verhindert haben würden.

Inzwischen hatte der Obersteiger Rautenbusch den Eingang zum Schacht geöffnet. Mit den laut gesprochenen Worten „Glück auf!“ betrat er die senkrecht liegende Fahrt und war bald nur noch an dem Grubenlicht zu erkennen, das wie ein rother Stern in der Tiefe glimmte. Ihm folgten die beiden älteren Herren, dann Minka und ihre Freundin Hulda. Dieser schloß sich Marwig an. Den Beschluß machte der Untersteiger.

Tiefes Schweigen herrschte im Schacht. Man hörte nur das tactmäßige Fallen der Hände, dann und wann unterbrochen von einem tiefen Athemzuge. Bisweilen drangen aus unabsehbarer Tiefe dumpfe Töne, deren Ursprung nur der Bergmann sich erklären konnte. Sie pflanzten sich rollend fort, wie unterirdischer Donner, und rührten von einem Schusse her, durch welchen man Gestein gesprengt hatte.

„Glück auf!“ rief jetzt eine tiefe, rauhe Stimme und die zu Berg Fahrenden machten auf Befehl des Obersteigers Halt. Bergleute kamen von unten herauf

und stiegen zu Tag. Die Anfahrenden mußten die halbe Fahrt frei geben, und waren genöthigt, nur mit einem Fuße auf der Sprosse sich festzuhalten, während der andere über der unergründlichen Tiefe schwebte. Von hundert zu hundert Sprossen war ein Ruhepunkt im Schacht angebracht, wo man einige Minuten rastete, um neue Kräfte zu sammeln. Die Mädchen zeigten sich guten Muthes, waren aber doch sehr still. Unter den groben Kitteln mochten die Herzen ihnen lauter als sonst schlagen. Ihre Oheime dagegen meinten seufzend auf jedem solchen Ruhepunkte, es sei dies ein Stück Arbeit, das sie ein zweites Mal sicher nicht unternehmen würden.

„Geben Sie Acht, Doctor," flüsterte Rautenbusch dem Kreisarzte zu, „diese alten Knaben werden so mürbe im Berge, daß wir sie die Fahrt nicht wieder hinaufbringen."

„Sie können aber doch unmöglich im Berge bleiben?"

„Würd' Ihnen schlecht bekommen! Ohnehin treten wir schon beim nächsten Ruhepunkte in eine unangenehm warme Luftschicht. Da wird das Seufzen sich in Schnauben verwandeln."

„Und wenn die Herren krank werden?"

„Dann zeigen Sie Ihre Kunst, Doctor! Aber so schlimm ist es nicht. Es gewöhnt sich Jeder, auch der

Schwache, sehr leicht an diesen Bergdunst, und sollten die Herren zuletzt zu sehr ermüden, so packen wir sie in einen Kübel und lassen sie als Erz zu Tage fördern. Nur sind sie dann freilich genöthigt, eine Stunde weit zu Fuß über die Halden zu wandern."

Auch Marwig fühlte eine ungewöhnliche Beklommenheit, als er in die schwüle Luftschicht des Berges trat. Es war, als befinde man sich in der Nähe eines großen eingeschlossenen Feuers. Bald indeß war diese unangenehm warme Luftschicht durchschnitten und eine behaglichere Atmosphäre strich aus der Gewerkkammer, an welcher die Fahrt vorüberführte. Da stürzte von oben hereinströmendes Wasser auf ein ungeheures Rad, welches die Gestänge mit den Schöpfeimern in Bewegung setzte, um die unterirdischen Gewässer zu bewältigen.

Der Boden der Grube ward nunmehr erreicht. Hier war es schlüpferig, stellenweise sogar sehr naß. Wo die unterirdischen Quellen sprudelten und kleine Bäche bildeten, hatte man förmliche Brücken erbaut. Da gab es allerwärts reges Leben. Wohin die Fremden sich unter Leitung des Obersteigers wendeten, der auf alle an ihn gerichtete Fragen zuvorkommend Auskunft gab, — überall fleißig arbeitende Häuer mit dem düster brennenden Grubenlicht vor Ort sitzend. Der Ruf „Glück auf!" ward oft vernommen und erwidert. Er

hatte etwas eigenthümlich Beruhigendes und klang mehr wie ein betender Seufzer, als wie ein gewöhnlicher, profaner Gruß. Die beiden Mädchen wurden sichtbar davon ergriffen, umarmten sich und folgten, leise miteinander flüsternd, den voranschreitenden Männern. Marwig suchte sich, so oft es nöthig war, den jungen Damen durch eine Handreichung nützlich zu machen, die stets mit dankendem Lächeln angenommen wurde.

Plötzlich vernahmen die neugierigen Wanderer durch das Labyrinth des Bergwerkes ein zischendes Geräusch, die Grubenlichter brannten dunkler, und das Athmen verursachte Schmerzen.

„Hat man den todten Stollen geöffnet?" fragte Obersteiger Rautenbusch einen Hundstößer, der flimmerndes Erz aus einem niedrigen Seitengange auf seinem Hunde förderte.

„Das nicht, Herr Obersteiger," versetzte der Gefragte, „aber es hat sich ein Block gelockert beim letzten Schusse. Es sind schon sechs Häuer beschäftigt, die entstandenen Spalten im Gestein wieder zu schließen."

Rautenbusch wendete sich beruhigt dem Gange zu, aus welchem der Hundstößer gekommen war, und erzählte den Bergbesuchern, daß vor längeren Jahren dieser todte Stollen durch ein schlagendes Wetter entstanden sei, wobei mehrere Bergleute ihr Leben verloren hätten. Seitdem habe man ihn zugemauert und

müsse darauf achten, daß er sich nicht wieder öffne, da er ganz mit giftigen Schwaden angefüllt sei.

„Was soll denn dies hier bedeuten?“ fragte jetzt die junge Russin, auf ein mitten im Stollen befindliches Kreuz zeigend, das, von den Grubenlichtern trüb beleuchtet, wohl geeignet war, Jedem in die Augen zu fallen.

„An dieses Kreuz, mein Fräulein, knüpft sich eine sehr traurige Geschichte, die noch bis zu dieser Stunde nicht völlig aufgeklärt ist,“ erwiderte Rautenbusch.

„O bitte, bitte, erzählen Sie!“ baten beide Mädchen einstimmig.

„Hier ist es wieder einmal trocken,“ fuhr Minka fort, auf einen Block zeigend, der seitwärts vom Kreuze lag und recht gut als Ruhebank benutzt werden konnte. „Ich möchte gar zu gern hier unter der Erde eine recht rührende oder auch recht schauerliche Geschichte hören. Wie tief unter der Oberfläche befinden wir uns jetzt wohl?“

„Genau achthundert Fuß,“ erwiderte Rautenbusch.

„Also die noch nicht aufgeklärte Geschichte, Herr Obersteiger?“ fragte Hulda.

Rautenbusch sah nach der Uhr.

„Eine viertel Stunde, meine Damen, haben wir Zeit,“ fuhr er fort. „Ruhen Sie sich aus, so gut Sie

können, und wenn Sie zufrieden sind mit meinem schlechten Vortrage, so will ich Ihnen die Geschichte dieses Kreuzes, so weit sie mir selbst bekannt wurde, gern erzählen."

Die Mädchen nahmen sogleich Platz auf dem Blocke, die beiden alten Herren und Marwig hockten sich auf aus der Wand hervorragende Balkenstücke, die zur Verschalung und Stützung des Erdreiches hier festgerammt waren, und die beiden Steiger lehnten sich an den Stamm des Kreuzes.

Darauf hob Rautenbusch seine Erzählung in folgender Weise an:

„Es mögen einige zwanzig Jahre her sein, da entdeckte man hier durch Sprengung eine neue, sehr ergiebige Silberader. Ein damals noch junger Mann, der eben erst Untersteiger geworden war und sich vor Kurzem mit einem kaum siebenzehnjährigen Mädchen von guter Familie verheirathet hatte, war unter den Ersten, welche von dieser Entdeckung Kunde erhielten. Er begab sich sofort an Ort und Stelle, um die Ergiebigkeit des silberhaltigen Erzes zu erproben, und zwei der tüchtigsten Häuer begannen die Schürfung. Gewöhnlich findet sich das edle Metall in unsern Bergen nicht gediegen vor; es ist meistentheils eingesprengt in andere Erze, aus denen es künstlich durch Amalgamirung gewonnen wird. Die neue Silberader zeigte

anfangs denselben Charakter; nur war die Einsprengung reicher, als anderwärts, und die Ausbeute des Baues sehr bedeutend. Es ist begreiflich, daß der arme Bergmann lieber an Orten schürft, wo er seine Mühen rasch belohnt findet, als da, wo er nach schwerer, anstrengender Arbeit oft nichts weiter, als seinen eigenen kargen Tagelohn verdient. Die Häuer arbeiteten daher lieber hier, wie anderwärts. Nun dauerte es gar nicht lange, da verbreitete sich unter allen Bergleuten im neuen Silberblick, wie man den Schacht jetzt taufte, das Gerücht, es seien mitten im erzhaltigen Gestein Silberdrusen von bedeutendem Werth gefunden worden. Dies Gerücht trat alsbald mit solcher Bestimmtheit auf, daß es beachtet werden mußte. Die Bergbeamten forschten der Entstehung desselben nach; denn in der Ausbeute, welche zu Tage gefördert und in die Silberwäsche abgeliefert ward, fand sich auch nicht die geringste Druse dieses edlen Metalles vor. Bergleute sind, mit nur seltener Ausnahme, brave, ehrliche, fromme und äußerst genügsame Menschen. Es mußte auffallen, daß ein so seltsames Gerücht entstehen konnte, ohne daß es sich bewahrheitete; und um demselben auf den Grund zu kommen, entschloß man sich, alle Häuer unbemerkt zu beobachten. Zwei Steiger wurden damit beauftragt. Einer derselben war jener schon erwähnte verheirathete Untersteiger. Um ganz sicher zu gehen,

beobachtete man die Vorsicht, immer nur einem einzigen Häuer die Arbeit vor Ort anzuvertrauen. Kaum war dies geschehen, so fand man in der That Silberdrusen, bald von größerem, bald von geringerem Werth. Dies erregte Verdacht. Wo waren, fragte man sich, die früher gefundenen Drusen geblieben, von denen so lange gesprochen wurde? Man leitete eine Untersuchung ein, denn es ließ sich kaum mehr bezweifeln, daß hier ein strafbarer Unterschlag getrieben worden sei. Alle Häuer, welche auf dem neuen Silberblick gearbeitet hatten, wurden scharf verhört, ihre persönlichen und Familienverhältnisse genau untersucht, ihren Lebenswegen nachgespürt. Alle, bis auf einen Einzigen, gingen makellos aus dieser Aufsehen erregenden Untersuchung hervor. Es war der Entdecker der Silberader selbst, ein Mann schon in den Jahren, kränklich und schwach. In seiner Behausung fand man ein paar sehr schöne Drusen. Der arme Häuer läugnete freilich, daß er diese Drusen gefunden und unterschlagen habe; allein dies Läugnen konnte ihm nichts nützen. Er ward eingezogen und als Dieb verurtheilt.

Gelassen trug der arme Häuer sein Schicksal. Wer den Mann von früher her gekannt hatte, traute ihm die That nicht zu. Man wußte nur Gutes von ihm, sein Aussehen war das eines ehrlichen Mannes. Nichts desto weniger ward er zu schwerer Strafarbeit verur-

theilt. Als er den Spruch des Gerichts vernommen hatte, erbat er sich eine Gnade. Man sagte ihm die Gewährung seiner Bitte unter der Bedingung zu, daß man überhaupt darauf eingehen könne.

„Das hochpreisliche Gericht kann es," erwiderte der arme Häuer. „Ich habe mein ganzes Leben unter der Erde, Fäustel und Eisen handhabend, zugebracht. Jetzt verbannt man mich in ein dumpfes Gefängniß, wo ich kein Erz mehr flimmern sehe, keinen Schuß mehr hören soll. Das wird mein Tod sein. Ich bitte daher das hochpreisliche Gericht inständigst, mich noch einmal in die Grube zu führen, noch einmal eine Schicht vor Ort arbeiten und mich Abschied nehmen zu lassen vom guten Berggeist, der mir die Ader zeigte und mir selbst die Hand ums Fäustel legte, als ich den glücklichen Schlag führte, der sie zu Tage brachte."

Man glaubte diese Bitte gewähren zu können, und traf die nöthigen Vorkehrungen. Die beiden Untersteiger erhielten Befehl, Alles vorzubereiten. Es geschah; der Verurtheilte ward gefesselt ins Grubenhaus geführt, in dasselbe, wo wir angefahren sind. Die Steiger nahmen ihn in Empfang. Die begleitenden Bergbeamten bemerkten dabei, daß etwas vorgefallen sein müsse zwischen denselben; denn der Jüngere, noch Unverheirathete, trat dicht an die Seite des Verheiratheten,

ehe er den Fuß auf die Fahrt setzte, und sagte mit einem bedeutsamen Blick auf den armen Häuer: „Die unseligen Drusen!"

Darauf fuhren sie zu Berg, und der Verurtheilte arbeitete mit sichtlichem Wohlgefallen die ganze Schicht hindurch. Nur wenige Minuten waren noch übrig, da fiel ein Schuß. Das Gestein stürzte zusammen über dem Häuer und begrub den Unglücklichen unter seinen Trümmern. Gleiches Schicksal hatte auch der unverheirathete Steiger, welcher vor Beginn der Schicht die erwähnten Worte gesprochen hatte.

Dies Ereigniß machte einen unauslöschlichen Eindruck auf sämmtliche Bergbeamte, auf die Mitglieder des Gerichts und mehr noch auf die beträchtliche Schaar der Häuer. Man wußte, daß kein Schuß gelegt war, und so bildete sich unter sämmtlichen Bergleuten sogleich die Meinung, der Berggeist, beleidigt durch einen ungerechten Richterspruch, habe seine Lieblinge in sein geheimnißvolles Reich entführt, um sie dort zu ehren und großer Freuden theilhaftig werden zu lassen.

Wochen vergingen, ehe der Schutt aufgeräumt werden konnte, und seltsamer Weise bestand dieser nur aus todtem Gestein. Keine Unze Silber ward aus diesen Erztrümmern gewonnen. Nicht weniger seltsam aber war es, daß man von den beiden Verschütteten nur ihre Kleider fand. Die Wucht des Gesteins hatte

sie derartig in Atome zermalmt, daß von den Körpern etwas deutlich Erkennbares nicht entdeckt werden konnte. Endlich aber war das Gestein in so sonderbarer Weise gespalten, daß nach Wegräumung aller Trümmer dies rohgestaltete Kreuz übrig blieb. Zum Andenken an den seltsamen Vorgang, der nie aufgeklärt wurde, ließ man es stehen, schürfte aber in der entstandenen Höhlung des Berges weiter und stieß bald wieder auf ergiebige Erzgänge."

Rautenbusch zog seine Uhr wieder und forderte die Gesellschaft zum Weitergehen auf.

„Wir danken Ihnen, Herr Obersteiger, für diese köstliche Geschichte," sagte die junge Russin. „Sie läßt sich gut anhören, wenn man sie auch nicht recht begreifen kann."

„Himmel, wie schauerlich schön muß es sein, wenn der Berggeist sich zeigt!" rief ihre Cousine Hulda.

„Scherzen Sie nicht, mein Fräulein!" warnte Rautenbusch. „Diese unergründete Macht im Schooße der Erde zeigt sich gewöhnlich dann, wenn Niemand auf ihr Wirken vorbereitet ist!"

„Und stürzt das Gestein über Schuldige und Unschuldige zusammen!" sagte Minka sehr ernsthaft.

„Zuweilen entkommen auch die Schuldigen," meinte Rautenbusch.

Doctor Marwig warf einen forschenden Blick auf den Obersteiger.

„Meinen Sie, daß auch bei diesem traurigen Ereigniß Schuldige entkommen seien?“ fragte er.

„Darüber habe ich persönlich gar keine Meinung,“ versetzte Rautenbusch; „ich weiß nur, daß seit jenem Vorfall der Bergmann ungern allein hier arbeitet. Es heißt, die Erschlagenen ließen sich bisweilen sehen, und mehr denn Einer hat sich ob der Gesichte, die ihm hier geworden sind, bis zum Tode erschrocken.“

„Im Ernst?“ sagte Marwig, ungläubig lächelnd. „Wie können nur verständige Menschen so abergläubisch sein!“

„Das sagt man so lange, bis man selbst ein Gesicht gehabt hat!“ erwiderte Rautenbusch.

„Ihnen, Herr Obersteiger, ist dies doch gewiß nicht passirt?“ scherzte die hübsche Russin.

„Ich bedauere fast, daß ich so schlecht bei dem Hüter der unterirdischen Schätze angeschrieben stehe,“ versetzte ebenfalls in scherzhaftem Tone Rautenbusch. „Man pflegt zu sagen, jeder ächte Bergmann müsse wenigstens einmal im Leben gewürdigt werden, den Beherrscher des Reichs der edlen Metalle von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Nur im Zorne darf er ihn nicht erblicken. Dann tödtet sein Auge oder es verwirrt die Gedanken!“

„Hat man auch Beispiele davon?“ fragte Hulda.

„Gewiß, mein Fräulein, doch spricht man nicht gern davon. Der Steiger — —.“

„Der Verheirathete?“ warf Minka ein.

„Der junge Mann, welcher die letzte Arbeit des unglücklichen Häuers mit überwachen sollte, und bei dem Zusammensturz des Erzes unbeschädigt blieb, fand seit jenem Ereignisse keine Ruhe mehr in dieser Grube. Seiner Behauptung nach will er dreimal den Berggeist in entsetzlicher Gestalt gesehen haben. Er erkrankte schwer, und als er später genas, versetzte man ihn nach seinem Wunsche in eine andere wichtigere Grube, und ernannte ihn zum Obersteiger.“

„Ging es dem armen Manne da besser?“ fragte Hulda.

„Man muß es annehmen, denn er ward wohlhabend,“ lautete die Antwort.

„Lebt er noch?“ warf Marwig dazwischen.

„In Fülle und Ueberfluß, gefürchtet und — —.“

„Nun — Sie stocken?“

„Ich wollte sagen, in stiller Zurückgezogenheit,“ fuhr Rautenbusch fort. „Es gibt Leute, welche behaupten, die Gestalt des zürnenden Berggeistes kreuze noch jetzt mitunter seine Wege.“

„Wie heißt der Mann denn?“ fragte Marwig.

„O, Sie müssen schon von ihm gehört haben, Doctor! Er ist zu bekannt im ganzen Gebirge, und zu

originell in seinem ganzen Wesen. Seit Kurzem hat er dem Leben unter der Erde, eben aus Besorgniß, der übel gelaunte Berggeist möge ihn durch böse Wetter schlagen oder blenden, für immer Valet gesagt, und die oberste Bergbehörde hat ihm hier ganz in der Nähe einen bequemen Posten angewiesen, wo er ausruhen kann von seinen Strapazen, seinen Thaten und seinen Erinnerungen."

Die Gesellschaft war während dieses Gespräches durch einen Quergang zum Fahrschacht zurückgekehrt. Man blieb stehen und betrachtete noch einmal die gewaltige Höhe des Raumes, in dem man sich befand. Die jungen Mädchen besonders warfen neugierige Blicke nach allen Seiten hin und suchten zuletzt auch die Höhe des Schachtes mit den Augen zu messen, der sie wieder hinauf auf die Oberwelt führen sollte. Diesen Moment benutzte Doctor Marwig, um eine leise Frage an Rautenbusch zu richten.

„Der Mann, von welchem sie sprachen, heißt Goldenstein, nicht wahr?"

„Kennen Sie ihn schon?" versetzte der Obersteiger.

„Er hat mich in voriger Woche zu sich rufen lassen."

„Hat er? Und des Nachts, wie?"

„In tiefer Mitternacht!"

„Nun? Wie gefällt er Ihnen?"

„Ist er geisteskrank?

Rautenbusch schüttelte den Kopf.

„Unter allen Bergbeamten gibt es keinen gesünderen Menschen, als den Schichtmeister und Hütteninspector Goldenstein,“ erwiderte der Obersteiger in seinem gewöhnlichen scherzhaften Tone. „Was könnte ihm auch fehlen! Er besitzt Alles, was er wünscht: ein gutes Einkommen, Ehre, Vermögen, eine sehr hübsche Tochter —.“

„Aber keine Ruhe des Nachts!“ fiel Marwig ein.

„Daran ist er selbst Schuld, Doctor! Er muß weniger arbeiten, weniger grübeln, weniger oft seine Erzstufen und geheim gehaltenen Drusen betrachten.“

„Heute Nacht noch werd' ich ihn sehen,“ sprach der Kreisarzt.

„Ich bedauere, daß ich Sie nicht begleiten kann,“ versetzte Rautenbusch. „Aber ich will Ihnen einen guten Rath geben, der Ihnen vielleicht von Nutzen sein kann bei diesem schmalköpfigen Eigensinn.“

„Der wäre?“

„Bringen Sie ihn doch gelegentlich auf Schattenspiele zu sprechen. Sie werden sich wundern, wie lebhaft er dann wird. Und wenn Sie des Kreuzes dabei gedenken wollen und merken lassen, daß Ihnen die Geschichte desselben nicht unbekannt ist, so wäre es möglich, er bliebe Ihnen als Patient länger treu, als Ihrem Vorgänger.“

„Glück auf!“ rief jetzt der Untersteiger, die Fahrt hinaufsteigend. Die Gesellschaft schloß sich in der beim Herabsteigen eingehaltenen Ordnung wieder an, und nach Verlauf einer Stunde befanden sich Alle, tüchtig ermüdet und in einer Bemalung, über welche die Mädchen sich wahrhaft entsetzten, im Grubenhause. Der Zeiger der Berguhr wies 25 Minuten vor Mitternacht.

5.

Doctor Marwig stieg in großer Aufregung zu Pferde. Am frühen Morgen schon hatte derselbe bleichwangige Bergmann, der ihn das erste Mal zu Goldenstein rief, eine dringende Einladung des Schichtmeisters an den jungen Arzt überbracht. Diesen fesselte jetzt ein doppeltes Interesse an den geheimnißvollen Mann. War es bloße Einbildung, die ihm des Nachts die Ruhe raubte, so verdiente er Mitleid, und es war Menschenpflicht des Arztes, Alles aufzubieten, was die Wissenschaft an Mitteln bot, dies Uebel zu heben. Lagen dagegen andere geheime Gründe vor, aus denen die krankhafte Unruhe des begüterten Mannes sich herschrieb, so war es die Aufgabe des Arztes, diese zu ermitteln. Endlich zog ihn ein inniges Mitgefühl, eine Theilnahme, die er nicht bemeistern konnte, und die der geängsteten jungen Tochter des Schichtmeisters

galt, nach dem einsamen Hause im tiefen, stillen Waldthale.

Wie Marwig, seinen Gedanken nachhängend, durch die Halden ritt, stellte er unwillkürlich Vergleiche an zwischen Adele und der muntern Russin, die er Stunden lang durch die Gänge und Stollen des Bergwerkes begleitet hatte. Das Mädchen sprach ihn an, in seinem Herzen aber fühlte er doch keine wärmere Theilnahme für Minka, während Adele's Gestalt täglich mehrmals vor sein geistiges Auge trat. Hatte das Mädchen von den düstern Einbildungen ihres ruhelosen Vaters zu leiden, oder war sie Zeuge von Auftritten gewesen, die ihre schuldlose Seele mit Entsetzen erfüllten? Sie selbst hatte schon bei seinem ersten Besuche von Schatten gesprochen! Und nun gab Rautenbusch, der ebenfalls nichts ganz Zuverlässiges von dem Schichtmeister wußte, ihm den Rath, er möge das Gespräch mit Goldenstein auf Schattenspiele bringen! — Das Alles klang so räthselhaft, so geheimnißreich, daß es den Kreisarzt beunruhigte. Er fand sich wie durch Zaubergewalt in die Maschen eines Netzes verstrickt, die er nur fühlte, nicht fassen, noch weniger lösen konnte. Aber er war entschlossen, nicht zu ruhen, bis er den Grund der seltsamen Unruhe des Schichtmeisters erforscht haben würde, und darum gönnte er sich keine Zeit, keine Ruhe.

Er mochte reichlich die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, der heute im hellen Mondlicht viel angenehmer war, als bei seinem ersten nächtlichen Ritt durch die gespenstischen Halden, als er eine einsame Gestalt auf sich zuschreiten sah. Beim Näherkommen erkannte er in dem späten Wanderer einen Bergmann. Beider Blicke begegneten sich und der Bergmann rief dem späten Reiter sein „Glück auf!" zu.

Marwig glaubte diese Stimme schon einmal gehört zu haben; er hielt sein Pferd an und kehrte sich um. Der Bergmann war ebenfalls stehen geblieben.

„Sie werden mit Sehnsucht erwartet, Herr Doctor," sprach dieser, und Marwig wußte jetzt, daß er den Häuer von dem Schacht vor sich hatte, mit dem er auf seiner Rückkehr von dem Arsenikwerke eine Unterredung pflog. „Wenn Sie Ihrem Thiere die Sporen geben, treffen Sie den Herrn Schichtmeister noch in voller Thätigkeit. Glück auf!"

Der Mann ging rasch fürbaß und ließ sogar eine Frage, welche der Kreisarzt ihm nachrief, unbeantwortet. Von Neugierde und Unruhe gleich sehr gestachelt, befolgte er den eben erhaltenen Rath, und wie der Sturmwind jagte er fort über die mondbeglänzten Halden, bis das Werk mit der dunstigen Giftwolke vor ihm lag. Auf schweißbedecktem Rosse langte er zehn Minuten später vor der verschlossenen Thür des

Schichtmeisters an. Heute aber war es nicht ruhig im Hause, wie bei seinem ersten Besuche. Er hörte sprechen, rufen, sogar schreien, und die heisere Stimme sagte ihm, daß diese seltsamen Töne von Goldenstein herrühren mußten. Rasch und etwas ungestüm zog Marwig die Glocke, worauf sehr bald geöffnet ward. Das Rufen und Schreien im Hause dauerte jedoch ununterbrochen fort.

Es war derselbe Mann, der ihn das erste Mal eingelassen hatte. Er sah finster, beinahe verstört aus und ergriff, ohne zu sprechen, die von dem Arzt ihm zugeworfenen Zügel des Pferdes. Der Treppe zuschreitend, gewahrte Marwig jetzt Adele. Das junge Mädchen kam eiligst auf ihn zu. Sie hatte offenbar geweint, denn ihre Augen waren geröthet; dennoch bemühte sie sich, den Arzt freundlich zu grüßen.

„Sie kommen spät, Herr Doctor," sprach sie. „Ich habe recht schwere Stunden durchlebt."

„Ist Ihr Herr Vater unwohler als neulich?" fragte Marwig.

„Ach nein, nur sein altes Leiden! Sie wissen ja, die Schatten!"

„Die Schatten!" murmelte Marwig, erwartungsvoll die Treppe an Adele's Seite hinanschreitend. Noch auf der Mitte derselben hörte er das heisere Sprechen des Schichtmeisters; jetzt aber ward es plötzlich still,

und ehe noch Adele das Zimmer öffnen konnte, trat ihm Goldenstein entgegen.

Marwig erschrak über das Aussehen des Mannes, der seiner Tochter ein befehlshaberisches „Fort!“ zurief. Sein spärliches Haar hing, in Schweiß gebadet, um den schmalen, spitzen Schädel, die Hände zitterten, und schwankend wie ein Trunkener taumelte der körperlich Erschöpfte durch das Zimmer. In der rechten Hand hielt er ein Fäustel, als habe er sich mit demselben gegen Jemanden vertheidigen wollen. Beim Anblick des Doctors senkte er diese Waffe, gab sich ersichtliche Mühe, Ruhe zu simuliren, und reichte ihm die feuchtkalte, zitternde Linke mit den Worten:

„Sie treffen mich etwas erregt, Herr Doctor! Die Zeit ward mir sehr lang, da ich schon wieder ein paar Nächte schlaflos umhergewandert bin, und da habe ich mich ein wenig im Declamiren geübt. In meiner Jugend declamirte ich viel; man sagte, ich hätte Talent zum dramatischen Künstler, und ich habe vielleicht nicht Recht gethan, daß ich auf dies aufmunternde Urtheil Anderer so wenig achtete. Wer weiß, ob ich auf der Bühne nicht mehr Glück gemacht hätte, als im Leben.“

Marwig war in Verlegenheit, was er dem seltsamen Manne antworten sollte. Es ließ sich nicht verkennen, daß er ihn auf das Gröbste hinterging, daß er

die Angst, unter der er litt, verheimlichen wollte. Die irrenden, fliegenden Blicke, die kaum Secunden lang auf einem Gegenstande hafteten, rührten nicht von der Aufregung her, wie sie die Declamation eines ergreifenden Gedichtes oder einer dramatischen Scene bei leicht erregbaren Naturen wohl erzeugen kann. Diese Blicke, dieses fieberartige Beben aller Muskeln war die Folge eines schrecklichen Seelenleidens, eines machtlosen Kampfes gegen einen ungreifbaren Feind.

„Die Schatten!" rief Marwig sich zu. „Welche Schatten mögen es sein, die ihn beunruhigen?" Dem Schichtmeister gegenüber aber nahm er eine lächelnde Miene an und sagte:

„Ich habe nicht gewußt, Herr Inspector, daß Sie ein so großer Verehrer der Kunst sind. Es freut mich jetzt doppelt, Sie kennen gelernt zu haben. Auch ich liebe dramatische Vorträge, und wenn es Ihnen Vergnügen macht und Ihre Aufregung nicht einen zu hohen Grad erreicht, so könnte ich Ihnen Gesellschaft leisten oder Sie im Declamiren ablösen."

In Goldensteins Auge blitzte ein unheimliches Feuer auf, allein mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung behielt er seinen Gleichmuth, indem er versetzte:

„Das würde Ihrer Gesundheit schaden, Herr Doctor, und diese möchte ich aus purem Egoismus

dauernd erhalten sehen. Was sollte ich anfangen, wenn Sie es machten, wie andere ihrer Collegen? Ohne ärztlichen Rath wird mir das Leben eine Last; nur Medicin begehre ich nicht mehr. Auch die Ihrige, Doctor, hat mir nichts genützt."

„Ich glaube es gern," erwiderte Marwig vollkommen ruhig.

„Warum haben Sie mir denn überhaupt etwas verschrieben?"

„Um die Natur Ihres Leidens zu erforschen."

„Kennen Sie es jetzt schon?"

„So ziemlich."

„Und Sie besitzen ein Mittel dagegen?"

„Mit Bestimmtheit kann ich das nicht behaupten, doch glaube ich, es gibt Mittel dafür."

Goldenstein ward sehr unruhig. Seine Selbstbeherrschung verließ ihn; er sagte mit Heftigkeit:

„Sie dürfen nicht über meine Schwelle, bis Sie es mir genannt haben!"

„Ich fürchte nur," versetzte Marwig zögernd, „Sie werden sich weigern, es anzuwenden."

„Nie! Nie!" rief Goldenstein. „Ich thue Alles, was Sie verordnen, denn die Qual dieser schlaflosen Nächte ist zu fürchterlich!"

„Gut, ich halte Sie beim Worte," versetzte der Kreisarzt. „Diese Qual wird enden, wenn — —."

Er stockte und sah sich um, als vermuthe er Jemanden hinter sich.

„Wenn?“ wiederholte Goldenstein verlangend.

„Wenn Sie aufhören, ein aufregendes, die Nerven schwächendes Spiel mit Schatten zu treiben.“

Die Augen des Schichtmeisters vergrößerten sich, alle Adern an Stirn und Schläfen schwollen an, und seine Hände zitterten stärker denn je.

„Wie — verfallen Sie — darauf, Herr Doctor?“ fragte er stotternd.

„Ich spreche die Wahrheit, Herr Inspector,“ fuhr Marwig fort, „und wenn Sie läugnen wollen, was gar nicht zu läugnen ist, so wird Ihre Schlaflosigkeit, die bereits einen sehr bedenklichen Charakter angenommen hat, Sie in die Grube bringen. Ich kann es in Ihren Augen lesen, daß Sie von Schatten beunruhigt werden.“

„Sie können es lesen!“ wiederholte Goldenstein mit unverhohlenen Zeichen des Entsetzens. „Sie können es lesen?“

„Ich, wie jeder ruhige Beobachter,“ fuhr immer gleichmäßig ernst und ruhig der Kreisarzt fort. „Diese Schatten sind aber keine wirkliche, sondern eingebildete Schatten —.“

„Eingebildet?“ rief der Schichtmeister aus, und sein dünnes Haar begann sich zu sträuben. „Einge-

bildet? Und ich kann sie sehen, sie greifen? O — ich — ich — fühlte sie — zuweilen!"

Er sank zurück in den Stuhl und legte seine feuchten, zitternden Hände über das Gesicht.

„Ich hoffe, Herr Inspector," hob Marwig nach kurzer Pause wieder an, „Sie werden jetzt, nun Sie wissen, daß ich Ihren Zustand richtig erkannt habe, mir auch volles Vertrauen schenken. Hören Sie, welche Medicin ich Ihnen verordne!"

Goldenstein athmete tief, und bisweilen vernahm man ein pfeifendes Röcheln. Er blieb, die Hände über das Gesicht gebreitet, im Stuhle lehnen.

„Die Schatten, welche Ihnen die nächtliche Ruhe rauben, sind Gespenster der Vergangenheit, deren Grab Ihr Herz ist. Gewiß kennen Sie die Ursache, weshalb sie keine Ruhe finden, weshalb sie umgehen müssen in Ihnen, und vor dem Spiegel Ihrer Seele so oft schreckliche Gaukeleien treiben. Sobald diese Erkenntniß so durchsichtig wird, daß sie sich in Worte kleidet, werden die Schatten schwächer werden und sich nach und nach ganz verlieren."

Marwig stand auf und der Schichtmeister ließ die Hände sinken. Es war eine Verwandlung in Goldenstein vorgegangen, die Zeugniß ablegte von der Verwüstung seines Innern.

„Sie wollen mich verlassen?" sagte er geängstigt.

„Meine Gegenwart kann Ihnen augenblicklich von keinem Nutzen mehr sein; doch werde ich unverweilt wiederkommen, sobald Sie mich rufen lassen. Gebrauchen Sie inzwischen die verordnete Medicin. Ich kann Ihnen vorläufig eine heilsamere nicht verordnen.“

Marwig empfahl sich. Goldenstein hielt ihn nicht zurück, gab ihm aber auch nicht das Geleite bis zur Thür. Adele ließ sich ebenfalls nicht sehen; er vermeinte aber, als er über die Hausflur ging, leises Schluchzen hinter einer verschlossenen Thür zu vernehmen.

„Armes Kind!“ sprach der Doctor zu sich selbst. „Sie weint über Ihren Vater, dem kein Arzt dieser Welt, dem nur Gott und sein eigenes Gewissen helfen kann!“

6.

Am andern Tage hoffte Marwig, den Obersteiger Rautenbusch zu sehen. Mit diesem Manne mußte er nothwendig sprechen, um einiges Nähere über die Vergangenheit Goldensteins zu erfahren, dessen bemitleidenswerther Zustand ihn fortwährend beschäftigte. Zu seinem großen Bedauern ließ sich aber der Obersteiger den ganzen Tag über nicht blicken. Bergangelegenheiten mußten wohl seine ganze Zeit in Anspruch nehmen. Auch am zweiten Tage wartete Marwig vergeblich auf den sonst immer pünktlich bei Tische oder Abends im Casino erscheinenden Rautenbusch. Der heitere junge Mann schien plötzlich verschwunden zu sein.

Der Doctor entschloß sich deshalb, dem Obersteiger einen Besuch in seiner Wohnung abzustatten, und hatte denn auch das Glück, ihn hier zu treffen.

„Glück auf, Doctor!“ rief er ihm herzlich zu. „Aber nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Ihnen sage, daß Sie die Gelegenheit, ein unabhängiger Mann zu werden, leichtsinnig mit Füßen treten!“

„Wie meinen Sie das?“

„Haben Sie denn ganz und gar vergessen, was ich Ihnen rieth?“

„Ich weiß von Nichts!“

„Und doch waren Sie so galant und liebenswürdig gegen eine gewisse junge Dame bei einer gewissen, etwas anstrengenden Tour durch die Tiefen der Erde.“

Marwig lachte.

„Ihre niedliche Russin!“ sprach er. „Es ließ sich ganz allerliebst mit ihr plaudern.“

„Ihre Russin! Ihre Russin!“ wiederholte Rautenbusch. „Wenn Sie so schauerlich gleichgültig sind gegen Jugend, Lieblichkeit und metallischen Glanz, lieber Doctor, so wäre ich wahrhaftig im Stande, mir Mühe zu geben, daß ich die unächte Moskowiterin mit List oder im Sturm mir zueignete!“

„Wozu ich von Herzen gratuliren würde,“ sagte lachend der Kreisarzt.

„Thor, der Sie sind!“ erwiderte Rautenbusch mit Extase. „Es wird Sie gereuen! Der Berggeist legt Ihnen unaufgefordert in unbegreiflichem Wohlwollen

eine goldschimmernde Nymphe in den Arm; und Sie, eiskalter Mensch der Wissenschaft, Sie sehen sich das irdisch-himmlische Geschenk an wie ein Anatom, und sagen: Was soll ich damit! — Das verdient Strafe, und ich glaube beinahe, ich selbst will der Büttel sein, diese Strafe an Ihnen zu vollziehen!"

„Und ich werde still halten und mich in keiner Weise beklagen! — Doch jetzt vom Scherz zum Ernst! — Sie müssen mir in einer wichtigen Angelegenheit einige Fragen beantworten."

„Wo mein Wissen das Ihrige überragt," versetzte Rautenbusch pathetisch, „werde ich nicht anstehen, Ihnen das Entbehrliche abzugeben. Aber zum Henker, Doctor, warum sind Sie denn so entsetzlich ernsthaft? Sie machen ja eine wahre Leichenbittermiene! — Ist Ihnen die Bergfahrt nicht gut bekommen? Oder haben Sie, ohne es eingestehen zu wollen, ein Gesicht gehabt in der Grube?"

„Sie kommen der Wahrheit ziemlich nahe," erwiderte Marwig. „Doch hören Sie jetzt! — Unten in der Grube bei dem Kreuze, wo Sie uns die sonderbare Geschichte erzählten, nannten Sie den Namen des Schichtmeisters Goldenstein, und brachten ihn in nahe Verbindung mit der Entstehung jenes Kreuzes. Später, als Sie von mir erfuhren, daß dieser Mann bei mir Hülfe für Leiden gesucht habe, deren Ursprung

mir nicht recht klar sei, äußerten Sie, ich solle doch die Rede in seiner Gegenwart auf Schattenspiele bringen. Zu welchem Zwecke riethen Sie mir dies Manöver an?"

„Haben Sie es probirt?"

„Noch in derselben Nacht!"

„Und welche Antwort gab er Ihnen?"

„Fast gar keine, aber er brach zusammen, wie ein stolzer Baum, dessen Wurzel die fällende Axt durchschneidet! — Goldenstein leidet, er leidet schwer, das kann ein Kind bemerken, und der Mann dauert mich, weil er kein gewöhnlicher Mensch zu sein scheint. Als Arzt ist es meine Pflicht, ihm seine Leiden lindern zu helfen, und doch kann ich dies nicht, wenn ich nicht seine Vergangenheit ganz zu durchforschen vermag."

„Er ward still, nicht wahr?"

„Still und erschüttert ließ er mich gehen. Ich habe bis heute nichts wieder von ihm gehört."

„Er wird es mit Ihnen machen, wie mit allen Ihren Vorgängern. So wie sein Arzt das punctum saliens berührt, hüllt er sich in Schweigen und zeigt ihm die Thür."

„Noch habe ich die Hoffnung, daß Goldenstein dies Verfahren bei mir wenigstens nicht sogleich einschlägt; gesetzt aber, er thäte es, so würde ich mich nicht so

leicht abweisen lassen. Um ihn an mich zu fesseln, bedarf es aber für mich eines, wenn auch vielleicht nur schwachen und sehr unsichern Anhaltes, und diesen können Sie mir geben."

„Schwerlich," versetzte Rautenbusch. „Was ich von Goldenstein weiß, erfuhr ich nur durch Hörensagen. Ich war ein Kind, als die Geschichte im neuen Silberblick passirte."

„Dennoch kann auch dies mir dienlich sein," sprach Marwig, „und darum bitte ich, theilen Sie mir mit, was, dem Hörensagen nach, diesem verschlossenen Manne später begegnet ist, und was man unter den Schatten oder Schattenspielen, die ihn jetzt unabläßig quälen, zu verstehen hat."

„Ich habe keine Veranlassung, die Gerüchte, die ein öffentliches Geheimniß sind, Ihnen zu verschweigen," sagte der Obersteiger, sein Cigarrenetui nehmend und es dem Doctor reichend. „Bedienen Sie sich, es plaudert sich besser, wenn man raucht. Auch erinnert uns der blaue, sich kräuselnde Rauch dieses narkotischen Krautes immer an die geheimnißvollen Schattenspiele des Schichtmeisters."

Marwig zündete sich eine der trefflichen Cigarren des Obersteigers an, dieser folgte seinem Beispiele und begann alsdann seine Erzählung.

„Ich knüpfe meine ferneren Mittheilungen da an,

wo ich sie in der Grube abbrach," sagte Rautenbusch. „Wie ich schon andeutete, ward Goldenstein bald nach dem unglücklichen Ereignisse im Bergwerke, das zwei Menschen das Leben kostete, in eine andere Grube versetzt, und selten nur war noch von dem Vorfalle die Rede. Sie werden sich erinnern, daß ich bemerkte, Goldenstein sei verheirathet gewesen. Seine Gattin ward von Jedermann als ein Muster weiblicher Anmuth und Milde gepriesen. Sie hatte eine gute Erziehung genossen und wußte sich in Gesellschaft leicht und sicher zu bewegen. Goldenstein, dem seine Kenntnisse Anwartschaft auf eine glänzende Carrière gaben, hatte das liebenswürdige Mädchen wohl nicht ohne Nebenabsichten sich zur Gattin erkoren. Sie selbst war arm, aber sie besaß sehr vermögende und einflußreiche Verwandte. Auf die Fürsprache dieser, bedeutende Stellen im Staatsdienst bekleidender Männer baute Goldenstein jedenfalls große, weit aussehende Pläne, und höchst wahrscheinlich würden diese Pläne sich verwirklicht haben, wäre nicht das erwähnte Ereigniß dazwischen gekommen.

Unter den Bergleuten sprach es sich nämlich herum, der nicht abzuläugnende Unterschlag des gewonnenen edlen Metalles sei durch den Steiger Goldenstein begünstigt worden. Beweisen ließ sich ihm nichts, obwohl man ihm stark auf die Finger sah. Als tüchtiger

Mineralog besaß er eine werthvolle Mineraliensammlung, die er stets vermehrte, meistens durch Tausch, wobei er vortreffliche Geschäfte machte. Bisweilen aber verkaufte er auch Stufen, die er sich, waren sie von seltener Schönheit, sehr hoch bezahlen ließ. Bald nach dem Tode des armen Häuers und des zweiten Untersteigers kamen nun eine Anzahl höchst kostbarer Silberstufen und mehrere Krystalldrusen in den Handel, die auch bei Goldenstein gesehen worden waren, und es ward fast bis zur Evidenz ermittelt, daß diese Stufen zur Ausbeute des neuen Silberblickes gehört hatten. Trotzdem aber blieb es ungewiß, ob Goldenstein, der inzwischen Obersteiger geworden war, um deren Entwendung wisse. Er wies mit größter Bereitwilligkeit nach, daß ein bekannter Händler ihm dieselben gebracht und zum Kauf angeboten habe. Als Kaufsumme nannte er einen entsprechenden Preis, den er beim Wiederverkauf um ein Dritttheil steigerte.

Auf die Beziehungen zur Familie seiner Frau hatten jedoch diese Vorgänge eine sehr starke Einwirkung. Die gehoffte Protection blieb aus, Goldenstein rückte nicht nur nicht auf, sondern ward sogar vernachläſſigt. Er konnte es nicht weiter, als zum Obersteiger bringen. Auch wollte es das Unglück, daß ein typhöses Fieber die beiden vermögendsten Oheime seiner Frau schnell hintereinander wegraffte. Nach ihrem

Tode zeigte sich, daß Goldenstein nur mit einem geringen Legat abgefunden worden war, das ganze große übrige Vermögen fiel den noch im Knabenalter stehenden beiden Söhnen der Verstorbenen ausschließlich zu.

Anzufechten war das Testament nicht, also mußte Goldenstein schweigen. Aber seine Carrière war dadurch halb und halb zerstört. Indeß ließ er sich nichts merken; nur ward er verschlossener als früher, lebte meist zurückgezogen und arbeitete viel des Nachts. Seine nächste Umgebung, selbst seine nunmehr schon seit fünf Jahren verstorbene Frau erzählte schon damals, Goldenstein arbeite nur deswegen des Nachts, weil er nicht schlafen könne. Er klagte immer über häßliche, schreckhafte Träume, und die oft sehr starke Nervenaufregung, an der er schon damals zu leiden begann, spiegelte ihm beängstigende Gesichte vor.

Außer diesen Gerüchten gewahrte Niemand eine auffallende Veränderung an dem nunmehrigen Schichtmeister. Er war ausgezeichnet in seiner Branche, unermüdet thätig, und was ihm zur Ehre gereichen mußte, er nahm sich der Verwandten seiner Frau, die sich, wie Viele aus der Familie, dem Bergfache widmeten, mit entschiedener Vorliebe an. Häufige Berathungen mit den Vormündern derselben hatten stets zur Folge, daß die Rathschläge des Schichtmeisters befolgt wur=

den. Mit achtzehn oder neunzehn Jahren schon waren die fleißigen jungen Männer zu wichtigen Stellen aufgerückt. Goldenstein freute sich darüber und gab sich alle erdenkliche Mühe, die ihm ebenfalls anhängenden Verwandten überall hinzuführen, wo sie lernen und Erfahrungen für ihren Beruf sammeln könnten. So gelang es ihm, die mit Eifer Lernenden noch vor ihrer Großjährigkeit in allen Fächern des Bergwesens heimisch zu sehen.

Diese Freude sollte aber nur von kurzer Dauer sein. Beide junge Männer fingen an zu kränkeln, fielen ein, wurden hinfällig, und mehrere Monate nach ihrer Großjährigkeit starben Beide wenige Wochen hintereinander — den gewöhnlichen frühen Bergmannstod, der die Meisten ereilt, die nicht eine sehr kräftige Constitution besitzen. Goldenstein traf dieser unerwartete Schlag sehr schwer; mehr noch nahm sich denselben seine Gattin zu Herzen. Sie überlebte ihn nur zwei Jahre, in einem schrecklichen Zustande, sagt man, weil ihr Gatte von jener Zeit an keine Nachtruhe mehr finden konnte, und sie, wenn seine Gesichte ihn aufregten, unter diesen eingebildeten Leiden des nervös Angegriffenen Höllenqualen ausstehen mußte. Eins nur trug bei zur Linderung des Unglücks, von welchem in so eigenthümlicher Weise die ganze Familie heimgesucht ward: das Vermögen der jung verstorbenen Verwandten

fiel jetzt an den Schichtmeister. Goldenstein ist ein sehr wohlhabender Mann geworden; fehlte ihm nicht die innere Ruhe und müßte er sich nicht immerwährend mit körperlosen Schatten herumschlagen, so würden Tausende ihn beneiden. Dieser schattigen Feinde wegen aber meiden ihn gern Alle, und seit er nun gar bei der Gifthütte sitzt, will vollends kein Mensch mehr etwas von ihm wissen. Ich bedauere am meisten seine Tochter, die ein stilles, harmloses, bescheidenes Mädchen sein soll. Weil Jedermann ihren unheimlichen Vater fürchtet, wird sie sitzen bleiben trotz ihres Geldes, und wahrscheinlich frühzeitig still und ungekannt verwelken."

Marwig hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, schien jedoch, als der Obersteiger seine Erzählung beendigte, nicht ganz von dem Vernommenen befriedigt zu sein.

„Sie kennen den Schichtmeister persönlich?" fragte er nach einer kleinen Weile.

„Sehr gut; ich habe oft genug in geschäftlichen Angelegenheiten mit ihm zu verkehren gehabt."

„Was halten Sie von ihm?"

„Ich? Ich glaube, er ist ein sehr kluger Mann."

„Und sein Leiden, wovon würden Sie dies herleiten?"

„Wenn ich Medicin studirt hätte, wie Sie, lieber Doctor, dann könnte ich auf eine solche Frage vielleicht

eine zutreffende Antwort geben; als Bergmann aber — lachen Sie nicht, Doctor — als Bergmann glaube ich an die Einwirkungen des Berggeistes!"

„Sie sind zurückhaltend."

„Nicht mehr, wie Sie. Uebrigens bin ich auch ein Angestellter im Bergwesen."

„Ich verstehe," sagte Marwig, „und wenn ich auch weniger von Ihnen über Goldenstein erfahren habe, als ich erwartete, so bin ich Ihnen doch auch für dieses Wenige dankbar."

Er schüttelte Rautenbusch die Hand und entfernte sich. An der Thür rief ihm der Obersteiger noch nach:

„Soll ich die kleine Moskowiterin grüßen?"

„Glück auf!" erwiderte der Doctor. „Verstehen Sie mich? Ich bin nicht gewillt, auf einem Erzgange zu schürfen, den Andere entdeckt haben."

„Sie sind ein uneigennütziger Mann, Doctor, wahrhaftig!" sagte Rautenbusch heiter. „Für diese Uneigennützigkeit wünsche ich Ihnen alles Gute zur Erforschung des Goldensteinschen Herzens."

7.

Drei volle Wochen waren vergangen, und Marwig hatte nichts mehr von dem leidenden Schichtmeister gehört. Die Ansicht des Obersteigers, daß der eigensinnige Mann den scharfsichtigen Arzt, welcher sein geheimnißreiches Innere zu durchschauen beginne, für immer von sich fern halten wollte, schien sich zu bestätigen. Aufdringen wollte sich der Doctor nicht, und so blieb er denn dem Arsenikwerke fern.

Rautenbusch vermied es, von Goldenstein zu sprechen, was Marwig zu der Annahme verlockte, der Obersteiger wisse doch mehr, als er auszusprechen für klug halte, und so konnte er auch von dieser Seite dem Ziele nicht näher kommen.

Dem Häuer, mit welchem er am Morgen nach seinem ersten Besuche bei Goldenstein zusammengetroffen war, begegnete er auch nicht mehr, obwohl er mehrmals

am Förderungsschacht vorüberritt. Er sah jedesmal andere, ihm unbekannte Bergleute an der Winde arbeiten.

Auch die vierte Woche verging ohne Nachricht von dem Hütteninspector. In dieser Woche vertraute ihm der Obersteiger unter vier Augen, daß er um die Hand der schönen Moskowiterin bei deren Oheim angehalten und Hoffnung habe, seine sehnlichsten Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen.

„Ein Dutzend ihrer Diamanten aus dem Ural, von welchen Minka's verstorbener Vater eine ganz nette Menge besessen haben soll, werden dem Granatenschmuck, den meine Mutter mir hinterließ, mehr Werth verleihen," sagte er scherzend. „Da Sie keinen Sinn für solche Vorzüge haben, hielt ich es für Pflicht, mich dafür zu interessiren. Jetzt dank' ich Ihnen für Ihr letztes ehrliches „Glück auf"; es hat sich trefflich bewährt. Möchten Sie bald eines gleichen Glückes theilhaftig werden!"

Wenige Tage später verlobte sich Rautenbusch mit der niedlichen Russin, und Marwig war einer der Ersten, der die Braut beglückwünschte. Ein kleines Fest vereinigte die intimeren Bekannten des Obersteigers bei dem Oheime seiner Verlobten. Man war sehr heiter, und Marwig fühlte sich vorzugsweise

behaglich in dem Kreise, der sich bei den Glücklichen versammelt hatte.

Als der Abend hereinbrach, tanzte man, und auch der Kreisarzt nahm Theil an diesem Vergnügen. Da ward er plötzlich abgerufen.

„Ist es denn so eilig?“ fragte er den Bedienten.

„Der Bote sagt, es handle sich um ein Menschenleben.“

„Wer ist es?“

„Ich kenne ihn nicht.“

„Ein paar Minuten muß er sich gedulden. Geh' nur, ich komme nach, sobald ich etwas abgekühlt bin.“

Die kleine, frohe Gesellschaft bedauerte sehr, daß Marwig sie verlassen mußte. Rautenbusch entließ ihn nur unter der Bedingung, daß er so bald wie möglich zurückkehre.

„Ich verspreche es, wenn ich kann,“ erwiderte der Doctor, und entfernte sich, um seine Pflicht als Arzt zu erfüllen.

In seiner Behausung fand er einen fremden Mann, dessen Aussehen ihm auffiel. Er schien sehr kränklich zu sein und namentlich an der Luftröhre zu leiden. Seine Sprache klang schwach und heiser.

„Wer begehrt Hülfe von mir?“ fragte er den Harrenden, als er mit diesem allein war.

„Ein Unglücklicher, Herr Doctor," erwiderte der Fremde in sichtlicher Aufregung. „Der Herr Schichtmeister —."

„Goldenstein?"

„Er liegt seit einigen Tagen auf den Tod — im Sterben, möcht' ich sagen; aber er wollte von keinem Arzte wissen. Heute erst erbarmte ihn das Jammern seiner Tochter, und ich erhielt den Auftrag, Sie, Herr Doctor, unverzüglich zu rufen."

Marwig hielt sich mit Fragen nicht auf. Er bestieg sein treues Pferd und galoppirte in größter Eile über die Halden nach dem waldumhegten Asyl des verschlossenen Schichtmeisters.

Das Haus war in großer Bestürzung. Die wenigen Leute, denen der Schichtmeister Vertrauen schenkte, schlichen verdüstert auf Flur und Corridor herum, und Adele schwamm in Thränen.

„Fassen Sie sich, Fräulein," tröstete Marwig die Bekümmerte. „Was die Kunst vermag und mein Wissen, das soll geschehen!"

„O Gott!" rief Adele, „Sie können den Vater doch nicht retten!"

„Führen Sie mich zu ihm; er erwartet mich doch?"

„Seit einigen Stunden mit steigender Unruhe."

Marwig vernahm dies gern; er hoffte, daß diese Unruhe der Vorgänger wichtiger Eröffnungen sein

werde. Gewann es aber der Leidende über sich, von sich und seiner Vergangenheit zu sprechen, so war es immerhin möglich, daß nach einer solchen Beichte die Natur sich wieder erholte.

Adele meldete dem Kranken die Ankunft des Kreisarztes. Er ward vorgelassen.

Hinter einem Schirm lag Goldenstein auf einem alten Canapee. Zu seinen Füßen stand das künstliche Bergwerk, und Marwig, der sich darüber verwunderte, bemerkte jetzt mit nicht geringem Erstaunen, daß es eine sehr getreue Nachbildung des neuen Silberblickes war. Da unten, ganz in der Tiefe, stand das von der Natur gebildete Kreuz, als ruhe der ganze Berg auf diesem Gestein. Die Thür zur Behausung des Erdgeistes war aufgesprungen und zeigte das schreckhafte Gebilde desselben in feuriger Glorie.

Goldenstein reichte dem zögernd näher tretenden Arzte die Hand. Sie war feucht, kühl und klebrig. Marwig forderte Licht von Adele, um die Züge des Kranken deutlich sehen zu können. Das Mädchen brachte es.

„Laß uns allein, Adele,“ sprach der Schichtmeister. „Wenn ich mich mit dem Herrn Doctor besprochen habe, werde ich Dich rufen lassen.“

Adele entfernte sich, einen flehenden Blick auf Marwig werfend, der jetzt sein Auge forschend Golden-

stein zuwendete. Ein einziger Blick genügte, um ihm zu sagen, daß hier jede Hülfe zu spät komme.

Das Erschrecken des Arztes entging dem Schichtmeister nicht. Ein spöttisches Lächeln spielte um seinen Mund.

„Greift Ihnen der Anblick eines dem Tode Verfallenen so sehr ans Herz?“ fragte Goldenstein. „Ich meinte bisher immer, die Aerzte seien kalte, abgehärtete Menschen.“

Marwig hatte sich schon wieder gefaßt. Er stellte das Licht neben das künstliche Bergwerk, setzte sich dann neben das Lager des Kranken und fühlte dessen Puls.

„Sie sind vergiftet,“ sprach er halblaut. „Wie ist das zugegangen?“

„Besitzen Sie in Ihren Apotheken ein Mittel, das mich wieder gesund machen könnte?“ lautete die Gegenfrage des Schichtmeisters.

„Gestern oder vorgestern hätte es vielleicht noch ein solches gegeben,“ versetzte Marwig, „heute aber —.“ Er schüttelte verzweifelnd den Kopf.

„Ist das gewiß?“

„Nur zu gewiß!“

„Ich danke Ihnen, Doctor! Dafür hab' ich Sie auch in meinem Testamente bedacht.“

„Herr Goldenstein!“ rief Marwig erschrocken. „Meine Ahnung!“

„Sie meinen, ich habe mich vergiftet?“ lächelte der Schichtmeister.

„Ich fürchte es!“ stammelte der Kreisarzt.

Goldenstein winkte ihm, sich näher zu ihm herabzubeugen. Marwig that es.

„Wie lange kann ich noch leben?“ fragte er.

„Einige Stunden gewiß, vielleicht noch bis zum nächsten Abend.“

„Mit oder ohne Besinnung?“

„Der Wille eines Menschen vermag viel.“

„Gut; dann will ich noch ein paar Stunden bei Bewußtsein bleiben und nachher bewußtlos ins All verdunsten! Hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe; doch zuvor Ihre Hand, daß Sie schweigen, gegen Jedermann schweigen! Ein Ausplaudern meiner Geheimnisse nach meinem Tode kann Niemandem von Nutzen sein.“

„Ich werde schweigen,“ sprach Marwig entschlossen.

„Ich bin kein Feigling, Doctor,“ versetzte darauf der Schichtmeister, „und eben deshalb habe ich auch nicht Hand an mich selbst gelegt. Sie brauchen sich also vor mir nicht zu entsetzen.“

„Dann hat man Sie vergiftet, und ich bin gezwungen, das Gericht von diesem Verbrechen in Kenntniß zu setzen!“

„Bleiben Sie ruhig bei mir, mich hat Niemand vergiftet!“

„Sie phantasiren, Sie träumen! Die Schatten, welche Ihrer Seele entquellen, trüben ihr Bewußtsein!“

Das Aussehen des Schichtmeisters war geisterhaft unheimlich, als er, mit dem schmalen, langen Kopfe nickend, erwiderte:

„Ja, die Schatten! Sie besitzen einen wunderbaren Scharfsinn, Doctor! Die Schatten sind's, die mir das Gift eingeflößt haben, Schatten aber kann Niemand zur Verantwortung ziehen.“

Er lachte heiser in sich hinein, daß es Marwig graufte. Aber der Mann — meinte der junge Arzt — war offenbar seines Verstandes nicht mehr vollkommen mächtig.

Der Schichtmeister hob die Hand und deutete auf das Bergwerk zu Füßen seines Lagers.

„Kennen Sie den Stollen dort,“ fuhr er fort, „der an dem gekreuzten Gestein in den Berg führt?“

„Vor einigen Wochen fuhr ich dort an.“

„Und rasteten am Kreuz?“

„Man erzählte mir und meinen Begleitern am Fuße desselben eine recht traurige Geschichte.“

Die Augen des Schichtmeisters schienen sich vergrößern zu wollen. Mit zitterndem Finger auf seine Brust deutend, versetzte er:

„Unter jenem Kreuz liegt meine Ruhe begraben! Dort ist die Stelle, wo die Feinde sich verbergen, die mich unablässig verfolgen.“

Er schwieg einige Augenblicke, um Athem zu schöpfen, und fuhr dann, des Doctors Hand aufs Neue erfassend, wieder fort:

„Ich war ehrgeizig in meiner Jugend, und hatte den festen Willen, mich auszuzeichnen; allein mir fehlten die Mittel, durch welche man sich Einfluß verschafft. Da lernte ich ein Mädchen kennen, das mich ansprach. Die Mutter meiner Adele war eine Waise, vornehm erzogen, aber ohne alles Vermögen. Sie besaß jedoch zwei wohlhabende Oheime, die ihr sehr zugethan waren. Diese Männer kannte ich, und ich wußte, daß sie mich und meine Kenntnisse achteten. Um sie mir fester zu verbinden, hielt ich um ihre mittellose Nichte an. Ich erhielt die Hand des Mädchens, allein die reiche Mitgift, auf welche ich mit Bestimmtheit gerechnet hatte, blieb aus. Unsere etwaigen Kinder, sagten mir die klugen Herren, sollten bei ihrem Tode von ihnen bedacht werden; ich sei rüstig, verstände mein Fach und könnte mich wohl selbst durchschlagen.

Mit dieser Erklärung waren alle meine Pläne zerstört. Ich hatte vor meiner Verheirathung lustig, sogar leichtfertig gelebt, und war tief verschuldet.

Meine Vermählung — so rechnete ich — sollte mich in den Stand setzen, die schon drückend werdende Last von mir zu wälzen. Meine Gläubiger hatten sich der nämlichen Hoffnung hingegeben. Nun ich aber jetzt erst recht mit leeren Händen dastand, drohte ein verheerender Sturm über mich loszubrechen. Um die Ungestümsten zu besänftigen, gab ich Wechsel, die ich bei ihrer Verfallzeit unfähig war einzulösen. Schon damals begannen jene schlaflosen Nächte, die seitdem nie wieder mich verließen. Ich war an meiner Ehre gekränkt, meine ganze Zukunft stand auf dem Spiele, wenn ich nicht Rath schaffte. Da winkte mir das Glück tief in der Erde Schooß. Der Finger des Berggeistes, den ich in meiner Angst, ohne mir eigentlich etwas dabei zu denken, oft genug im Stillen um Hülfe angerufen hatte, zeigte mir eine reiche Silberader. Der Erzgang war nur mir und einem andern Untersteiger bekannt. Ich nahm den Mann bei Seite, entdeckte mich ihm und — machte ihm einen annehmbaren Vorschlag. Er hörte mir ruhig zu, gab mir aber keine zusagende Antwort. „Ich weiß von nichts," sprach er, „ich sehe auch nichts, mag geschehen, was will."

Damit entfernte er sich. — Ich blieb allein, vor mir das blitzende Silber, von dem noch Niemand, als ein einziger Häuer, wußte. Ein Wort von mir ent-

fernte diesen. Als seine Schritte im Stollen verhallten, erfaßte ich selbst Fäustel und Eisen, und arbeitete wie ein Wahnsinniger. Ob mich Jemand sah, weiß ich nicht. Schwere Silberstufen, Stufen, wie ich sie noch nie gesehen hatte, rollten zu meinen Füßen; dann folgten werthvolle Krystalldrusen. Ich schaffte Alles bei Seite, blieb unentdeckt und verwerthete diese reichen Schätze. So gelang es mir, die ungeduldigsten meiner Gläubiger zu befriedigen.

Inzwischen machte die Ausbeute im neuen Silberblick, wie man den aufgefundenen reichen Erzgang taufte, Aufsehen. Der Gang ward kunstgerecht bearbeitet. Ich und mein College, denen die Ehre der Entdeckung nicht streitig gemacht werden konnte, erhielten Auftrag, die Bearbeitung zu überwachen. Wer konnte mich, wenn ich vorsichtig war, controliren? Den ersten Griff nach dem Silbererz hatte der Berggeist begünstigt, ich wagte einen zweiten, einen dritten und — blieb unentdeckt!

Plötzlich ward man stutzig, es ward von Unterschlag gesprochen, und die angeordneten Maßregeln ließen mich das Schrecklichste befürchten. Noch hatte ich Zeit, alles Verdächtige zu beseitigen. Außer dem zweiten Untersteiger, dem ich mich unzeitig und in unvorsichtiger Uebereilung entdeckte, konnte Niemand Verdacht gegen mich hegen. Aber eine bestimmte

Person mußte man als unredlich bezeichnen, und ich beschloß, den ohnehin kränklichen Häuer, der den ersten Schlag an die Silberader gethan hatte, zu opfern, um mich selbst zu retten.

Alles ging nach Wunsch. Der Häuer ward schuldig befunden und verurtheilt. Ich triumphirte. Da trat, wenige Tage vor Vollziehung des Urtheils, der um mein Geheimniß wissende Untersteiger zu mir in der Grube und raunte mir die Worte zu: „Jetzt ist es Zeit, zu reden! Ein Bergmann hat kein Glück, wenn er nicht ehrlich ist!"

Ich war wie vom Donner gerührt, doch nur für kurze Zeit. Gehe muthig weiter auf der Bahn des Verbrechens, oder laß Dich für immer beschimpfen! rief eine finstere Stimme in mir. Ich folgte dieser dämonischen Stimme unerschrocken. Bekannt mit dem Wunsche des verurtheilten Häuers, war mein Plan schnell gemacht. Ich legte einen verborgenen, sehr starken Schuß in dem Erzgange, wo der Verurtheilte seine letzte Schicht arbeiten wollte. Was sonst noch zu thun nöthig war, konnte ich leicht anordnen. Alles geschah nach meinem Willen. Das Fäustel des Häuers traf den verborgenen Schuß, er entzündete sich und begrub, wie ich richtig berechnet hatte, diesen Mann und den Untersteiger, der mich in der nächsten Stunde schon aus Ehrlichkeit und Mitleid denuncirt haben würde!

Meine Ehre vor der Welt hatte ich gerettet, meine Ruhe aber, mein irdisches Glück hatte ich durch diese fürchterliche, rasche That für immer von mir gescheucht."

Goldenstein schwieg einige Zeit, während er, wie ein Sterbender, mit geschlossenen Augen auf seinem Lager ruhte. Dann fuhr er mit leiser Stimme fort:

„Kein Mensch hat jemals gegen mich geäußert, daß auch nur ein Hauch des Verdachtes die äußersten Spitzen meines Haares streife, und dennoch, dennoch, Doctor, dennoch las ich in aller Blicken mein Verdammungsurtheil! Wenn ich anfuhr und in die Nähe des von der Natur gezimmerten Kreuzes kam, gewahrte ich den alten, vergrämten Häuer vor Ort sitzen und sah ihn die längst verschwundene Erzader bearbeiten, und hinter ihm hob sich zürnend der erschlagene Untersteiger und blickte mich mit so unversöhnlich wildem Auge an, daß ich meine ganze Willenskraft zusammennehmen mußte, um nicht ohnmächtig hinzusinken. Ging ich Abends oder Nachts über die Halden, so lief links und rechts ein Schatten neben mir her, oder ich hörte zwischen den Glockenschlägen der arbeitenden Gestänge den Ruf des armen Häuers: „So wahr Gott mir helfen möge, ich bin unschuldig!" Genug, das Leben in der Grube, wo ich so schwer gefrevelt hatte, ward mir zur Hölle. Ich suchte um

Verwendung in einem andern Werke nach, und meinem Gesuche ward Folge gegeben. Allein auch dahin verfolgten mich die Schatten der Erschlagenen. Ich mußte des Nachts oft mit ihnen ringen, und als ich zu diesem ermattenden Kampfe gezwungen ward, verrieth ich mein schreckliches Geheimniß wider Willen meiner Frau. Die Arme schwieg zwar, aber — konnte sie mich noch achten? Ihre Oheime betrachteten mich ebenfalls mit scheuen Augen, denn ich hatte mich zu meinem Nachtheil verändert. Sie drangen in meine Frau und diese wußte mein seltsames Wesen nicht besser zu erklären, als daß sie unter Strömen von Thränen mich für — geisteskrank erklärte!

Ich glaubte vor Scham in die Erde sinken zu müssen, als ich diese Nothausflucht meiner Frau erfuhr. Nichts ließ ich unversucht, um meine Verwandten von der Unwahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Die Heftigkeit gerade, welche ich zur Schau trug bei meinen Gegendemonstrationen, bestärkte sie in ihrer Annahme, und anstatt mich zu unterstützen, zogen sie ihre Hand ganz von mir ab. Es schien mir, als glaubten sie, der Tod würde für meine Frau, wie für mich selbst eine Wohlthat sein!

Da ergrimmte ich, und Rachedurst erfüllte mich ganz. Die fatale Gesellschaft, die mich bis jetzt des Nachts oder wenn ich allein war, gepeinigt hatte,

gewährte mir jetzt beinahe Trost. Ich sah in den schattigen Gebilden Dämonen, die mich aufstachelten und antrieben, Ungerechtigkeit mit Ungerechtigkeit zu vergelten.

„Werde reich!“ rief es in mir, wo ich ging und stand. „Nimm Dir selbst Dein Eigenthum, das man Dir vorenthält!“ kreischten die Gestänge, rauschten die Wasser im Berge. Oftmals sah ich Berge Goldes vor mir funkeln, wenn ich einsam in der Grube war. — Gold! Gold! war mein Tag- und Nachtgedanke. Besaß ich Gold, dann beugte sich alle Welt vor mir, und das Vergangene, das nur dunkel Geahnte war für immer vergessen!

Ein böses Ungefähr unterstützte mich. Die Oheime meiner Frau starben — ich war so gut wie enterbt! — O, wie frohlockte ich nun, als ich den Kindern Derer, die mich vernachlässigt hatten, wohlthun konnte! Es waren zwei Söhne da, die sich dem Bergfache widmeten. Ich nahm mich ihrer an, ich sprach für sie, ich widmete ihnen die Sorgfalt eines liebevollen Vaters! — Mancher bat mir im Stillen das mir zugefügte Unrecht ab, und ich sah mich in der Achtung der Welt wieder steigen. Die rächenden Dämonen aus dem Schachte aber ließen nicht von mir. Sie zeigten mir die Wege, die ich wandeln sollte, um mein Ziel ganz zu erreichen. Ich folgte ihren Winken und

erntete Dank und Ehre. Die beiden jungen Bergleute wurden Inspectoren bei Arsenikwerken. Solche Stellen konnte man nur den Zuverlässigsten anvertrauen, und zuverlässig waren meine eifrigen jungen Verwandten. Ihr Pflichteifer ging so weit, daß sie nicht immer die nöthige Vorsicht beobachteten, die Giftkappen im Werke nicht schlossen, und von den schädlichen Dünsten mehr einathmeten, als sie vertragen konnten. — Da gab es zuletzt keine Rettung mehr. Die armen Menschen wurden schwach und siech und starben noch früher, als Andere. Meine Frau weinte sehr über die lieben Verwandten. Vor ihrem Tode hatten sie uns zu ihren alleinigen Erben eingesetzt."

Goldenstein stierte den Kreisarzt mit gläsernen Augen an, als sei das Leben schon halb in ihm verloschen. Marwig wagte kaum zu athmen. Sein Grausen steigerte sich zum Entsetzen. Der Schichtmeister nahm nochmals das Wort:

„Ich war nun reich und hatte erreicht, was ich wünschte. Glauben Sie aber, daß ich glücklich wurde? Sie kennen die Sage vom wilden Jäger — was dieser sagenhafte Jäger zu leiden hat, das litt ich auch. Die beiden Schatten hatten sich jetzt verdoppelt; sie ließen mir nirgends mehr Ruhe, und wenn ich früher meinte, sie hätten mir zugeflüstert: „Nimm Gold!" so glaubte ich sie jetzt immer heiser röcheln zu hören: „Gift! Gift!"

„Nun starb meine Frau. Ich ließ sie pomphaft begraben, dann reichte ich — weshalb, weiß ich nicht — ein Schreiben ein und bat, das Bergamt möge mich versetzen, mir einen meinen Befähigungen angemessenen Wirkungskreis anweisen. Man ließ mich lange warten, endlich aber erhielt ich das Inspectorat hier — bei der Gifthütte!“

Ein dämonisches Lachen drang aus der röchelnden Brust des Schichtmeisters. Er raffte sich aber bald wieder zusammen und schloß seine Erzählung:

„Glauben Sie wohl, Doctor, daß ich diese Berufung verstand? — Ich kannte die Geister, denen ich verfallen war. Ich wußte, daß sie alle nach mir gierten, als mir, wenige Tage nach meinem Einzuge in das Inspectorat, ein alter Bergmann zum „Glück auf!“ diese Nachbildung des neuen Silberblicks zum Geschenk machte!

„Aber ich rang doch noch mit den Geistern der finstern Erdentiefe, ich rang, bis Sie — von den Schatten sprachen! — Seit jener Nacht gab ich den hoffnungslosen Kampf auf. — Ich mußte mich machtlos den Feinden, die Gewalt über mich gewannen, ergeben und nach ihrem Willen, auf ihren Befehl — im Pflichteifer, wie meine jungen Verwandten — den Giftdunst einathmen, bis ich ihn nicht mehr in mir verarbeiten konnte. Die Schatten haben sich gerächt,

sie haben mich vergiftet, ich aber — ich — sterbe — als ein — ehrlicher Mann vor der Welt — meiner — Tochter — zu Liebe!“

Goldenstein schwieg, das Räthsel seines Lebens lag gelöst vor Marwigs Augen.

„Werden Sie schweigen?“ fragte er den jungen Arzt.

„Ich habe nichts zu veröffentlichen,“ erwiderte Marwig.

„Dann rufen Sie meine Tochter!“

Marwig folgte dieser Aufforderung. Adele trat angstvoll zögernd an das Lager des Vaters.

„Adele, mein liebes Kind,“ sprach der Schichtmeister, „wir müssen uns trennen! Dem Doctor habe ich alles Nöthige mitgetheilt. Er wird sich Deiner annehmen. Nicht wahr, Doctor, Sie thun es?“

Marwig drückte dem Sterbenden stumm die Hand, sein Blick ruhte sanft und theilnehmend auf dem jungen Mädchen.

Adele brach in lautes Weinen aus. Sie benetzte die Hand des Vaters mit ihren Thränen, und überströmt von diesen Thränen der Unschuld hauchte der Schichtmeister seinen Geist aus.

8.

Auf dem Heimwege begegnete Doctor Marwig dem alten Häuer vom Förderungsschacht. Der Bergmann grüßte und blieb stehen.

„Habt Ihr ein Anliegen?“ fragte der von dem Erlebten noch erschütterte Kreisarzt.

„Das nicht, Herr Doctor,“ erwiderte der Häuer, „ich dachte bloß, wie ich Sie so tiefsinnig auf Ihrem Thiere im Schritt herankommen sah, es müsse Ihnen etwas Absonderliches begegnet sein.“

„Ihr könnt Recht haben,“ versetzte Marwig. „Vor zwei Stunden hab' ich dem Schichtmeister Goldenstein die Augen zugedrückt.“

Der Häuer trat einen Schritt zurück und erblaßte.

„Er ist — todt, der Mann, der meinen ältesten Bruder in's Unglück stieß?“ rief er aus. „Hat der Schacht mit dem Kreuze doch endlich seine Wirkung gethan?“

Diese Aeußerung veranlaßte Marwig, abzusteigen. Das Pferd am Zügel führend, wandelte er an der Seite des Bergmannes zwischen den Halden fort. Wenige Worte des Arztes über die letzten Augenblicke des Schichtmeisters brachten den Häuer zum Sprechen. Marwig hörte theilnehmend zu, hielt aber mit seinem eigenen Urtheile zurück.

„Er war ein gefährlicher Mann, dieser Goldenstein," schloß der Häuer seine Bemerkungen, „ein gefährlicher und ein fürchterlich kluger Mann. Seiner Klugheit gelang es, der ganzen Welt Sand in die Augen zu streuen und sich der öffentlichen Meinung gegenüber stets weiß zu brennen, das eigene Gewissen aber brachte er mit all' seiner Verschmitztheit doch nicht zum Schweigen. Die Unschuldigen, die er aus dem Wege zu räumen verstand, um vor der Welt scheinbar ein ehrlicher Mann zu bleiben, ließen ihm keine Ruhe. Ihn allein, der sie zu Grunde richtete, Niemanden anders haben sie gestört, verfolgt, gequält. Der Schichtmeister Goldenstein ist an den Schatten seiner schlechten Thaten gestorben. Die Schatten haben ihn wirklich vergiftet!"

Marwig schüttelte dem alten Häuer die Hand, indem er ihm Stillschweigen anempfahl.

„Ich war nie viel von Reden," sagte der Bergmann. „Was könnte es helfen, wenn ich jetzt einen

Todten schwerer Verbrechen bezüchtigen wollte? Wer den Schichtmeister genauer kannte, wußte, daß ihn etwas Schreckliches drücken mußte; es ließ ihn aber Jeder gern in Ruhe, denn Goldensteins Hände reichten weit."

„Bedenkt, daß ihn seine Tochter überlebt," fügte Marwig seiner Mahnung noch hinzu. „Sie ist ein gutes, unschuldiges Wesen, und man würde dem armen Kinde das ganze Leben vergiften, lüftete man den Schleier, der die Vergangenheit ihres todten Vaters mitleidig verhüllt."

„Glück auf!" rief ihm der Bergmann zu, als er den Fuß wieder in den Bügel setzte, und beide Männer trennten sich.

In der Bergstadt machte die Kunde von dem Ableben des Schichtmeisters kein geringes Aufsehen, obwohl kein Einziger davon überrascht ward. Es hatten es dem reichen Mann Viele verdacht, daß er sich in seinen Jahren so nahe der Gifthütte niederließ. Man wußte, daß er nicht dazu gezwungen war. Aber Goldenstein war auch bekannt als ein höchst eigensinniger Herr. Er hatte sich ja nie etwas sagen lassen und immer nur seinem eigenen Willen Gehör gegeben.

„Er wird es nicht lange aushalten in der giftigen Luft, denn dazu ist er zu alt und auch zu angegriffen!" So lautete die Aeußerung Aller, welche die verderb-

lichen Ausdünstungen der Arsenikdünste kannten. Kein Arbeiter vermochte länger als zehn Jahre in der Gifthütte thätig zu sein. Die Glücklichsten waren dann gebrochen und schleppten einen siech gewordenen Körper noch einige Jahre mit sich herum, ehe sie dem Tode früh anheimfielen; die weniger Kräftigen starben mitten in ihrer Thätigkeit.

Mit dem Obersteiger Rautenbusch hatte Marwig noch an demselben Tage eine lange Unterredung. Er vertraute dem Freunde die Bekenntnisse des Schichtmeisters an und unterrichtete ihn auch von dem Auftrage, den ihm der Sterbende gegeben hatte.

„Ich muß mich ihm unterziehen, so ungern ich es eigentlich auch thue,“ fügte Marwig hinzu.

„Thun Sie's, Doctor, und thun Sie's gern,“ sagte Rautenbusch. „Adele's thränenumschleierte Augen werden Ihnen dann gewiß bald durch ein glückliches Lächeln für Ihre Bemühungen danken. Ich kenne das Mädchen zwar nicht, doch habe ich es immer nur loben hören.“

Einige Tage später ward der Schichtmeister mit allen ihm zukommenden bergmännischen Ehren begraben. Marwig wohnte selbstverständlich der Bestattung desselben bei. Nach der Beerdigung drang er in Adele, sie solle schon in den nächsten Tagen ihre bisherige Wohnung verlassen und in die Bergstadt über-

siedeln. Die tief Trauernde zeigte anfangs keine Lust dazu.

„Es ist der Wille Ihres verstorbenen Vaters,“ sprach Marwig. „Ich habe ihm gelobt, für Sie zu sorgen, gewissermaßen Vaterstelle bei Ihnen zu vertreten. Auch darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß die Luft, welche sie einathmen, auf die Dauer Ihrer Gesundheit schädlich werden könnte.“

So vernünftigen Gründen mußte die Verwais'te Gehör geben. In der nächsten Woche schon verließ sie das Inspectorat. Marwig setzte sich mit einem geachteten Rechtsconsulenten in Vernehmen, um die Angelegenheiten des verstorbenen Schichtmeisters zu ordnen. Es verursachte dies wenig Mühe, denn zu des Doctors Erstaunen befand sich Alles in musterhaftestem Zustande. Adele, als einzige Ueberlebende, erbte das sehr beträchtliche Vermögen ihres Vaters, mit Ausschluß der Legate, welche der Verstorbene ausgesetzt hatte. Eins derselben wurde dem alten Häuer ausbezahlt, dessen Bruder von dem Gestein im neuen Silberblick vor so vielen Jahren erschlagen worden war.

Geschäftliche Angelegenheiten führten Marwig oft mit Adele zusammen. Bei diesen Zusammenkünften lernte er die trefflichen Eigenschaften des ihm gleich beim ersten Begegnen interessant gewordenen Mädchens mehr und mehr kennen, und zum

Herbst, als Rautenbusch sich mit der jungen Russin vermählte, ward des Kreisarztes Verlobung mit Adele Goldenstein öffentlich bekannt gemacht. Im Frühjahr fand die Vermählung des glücklichen Paares statt. Das Geheimniß ihres Vaters blieb verschlossen in der Brust des Arztes ruhen. Adele hat nie etwas davon erfahren.

Hinter dem Seedeiche.

1.

Der Strandvoigt.

Oluf Borstel war lange Jahre Strandvoigt gewesen. Ein Streit, in welchen er anscheinend ohne Schuld verwickelt ward, veranlaßte den etwas schroffen Mann, seiner Stelle zu entsagen und sich ganz in's Privatleben zurückzuziehen. Dennoch nannte man den schon bejahrten Mann fortwährend Strandvoigt, wogegen Borstel auch nichts zu erinnern hatte.

Dieser Rücktritt von dem ihm anvertrauten Posten war vor etwa zehn Jahren erfolgt. Bald darauf starb Olufs Frau, vor Kummer, wie Viele, vor Schreck, wie Einzelne behaupteten. Die Ursache des angeblichen Schreckens, welche der noch kräftigen Frau des Strandvoigts den Tod gebracht haben sollte, blieb verschwiegen. Diejenigen aber, die etwas darum wissen wollten, zogen sich von Oluf Borstel zurück, so daß er bald vereinsamte und mit seinen beiden Kindern, einem

Sohne und einer Tochter, fast ohne allen Umgang in dem alten Hause hinter dem Seedeiche lebte.

Seit dem Tode seiner Frau war mit Oluf Borstel eine auffallende Veränderung vorgegangen. Man hatte den kerngesunden, stets rasch entschlossenen Strandvoigt immer nur guter Laune gesehen, obwohl seine Mittel äußerst beschränkt waren und Sorgen um Nahrung und Erwerb ihm nicht unbekannt sein konnten. Nach dem Tode der Frau verlor sich schnell Olufs gute Laune; er ward eigensinnig, rechthaberisch und fand Vergnügen, Andere durch allerhand unnütze Bemerkungen mit einander in Streit zu verwickeln. Sah er dann, daß ihm dies gelungen war, so machte er sich regelmäßig aus dem Staube, und Niemand konnte behaupten, der frühere Strandvoigt sei der eigentliche Anstifter des Streites gewesen.

Die Kinder litten unter diesem Auftreten des Vaters, das Jedermann von dessen Wohnung verscheuchte. Indeß empfand der Sohn Clemens das Drückende der Lage im Hause seines Vaters weniger als seine Schwester Dora; denn Clemens folgte dem Beispiele seiner Genossen und ging als Schiffsjunge zur See, während seine um zwei Jahre jüngere Schwester daheim bleiben und dem eigensinnigen Vater die Wirthschaft führen mußte.

Die Lebensweise Oluf Borstels gab allen Nachbarn Anlaß zu verschiedenen Bemerkungen. Er ging, streng

genommen, das ganze Jahr lang müßig, so fleißig und thätig er früher gewesen war. Von einem Verdienste durch Arbeit konnte bei ihm nicht die Rede sein. Oluf machte auch gar kein Hehl daraus, ja er warf sich sogar nicht selten in die Brust, wenn von Anderer redlichem Mühen und Streben gesprochen ward, indem er in halb spöttischem, halb verächtlichem Tone ausrief:

„Arbeiten! Wer mag arbeiten in meinen Jahren! Ich habe mein Lebtage nicht gearbeitet! Das ist langweilig und macht früh alt!“

Buchstäblich durfte man diese Behauptung des alten Vorstel allerdings nicht nehmen, strengen und anhaltenden Arbeiten hatte er sich aber wirklich niemals unterzogen. In seinem langjährigen Müßiggange, der den Strandvoigt merkwürdigerweise selbst nicht langweilte, blieb es Allen ein Räthsel, wie der eigensinnige Mann sein Leben fristen konnte. Hätte er sich noch eingeschränkt und gespart, so würde das Müßiggehen Vorstels weniger bemerkt worden sein; denn einen geringen Ertrag lieferten ihm die paar Kühe, die auf dem Vorlande weideten, und Korn zum Brod die wenigen Acker Land, die er sein nannte. Allein Oluf lebte für seine eigene Person, obwohl er schäbig gekleidet ging, nicht nur gut, sondern sogar verschwenderisch. Nur im Hause gab es kaum das Allernöthigste

und Dora, die nie unter Menschen kam, mochte wohl mehrmals hungrig zu Bett gegangen sein.

Am frühen Morgen schon gewahrte man den ehemaligen Strandvoigt auf der Krone des hohen Seedeiches, der in endloser Ausdehnung an der flachen Küste fortlief und an den meisten Stellen von einem bald schmäleren, bald breiteren Streifen grünen Vorlandes begrenzt war, dem gemeinsamen Weideplatze für die Kühe sämmtlicher Strandbewohner. Nur zur Fluthzeit spülte bei starkem Winde die See über die schmäleren Stellen dieses Vorlandes und ließ Sand, verschiedene Tangarten und eine Menge kleiner Schaalthiere darauf zurück.

Am schmalsten war dies jeder höher anschwellenden Fluth ausgesetzte Stück uneingedeichtes Land in der Nähe von Oluf Vorstels Wohnung, weil hier bei den heftigen Nordweststürmen die Brandung mit furchtbarer Gewalt an der scharfen Biegung des Landes sich brach und dadurch die See sich immer tiefer in's Land einfraß.

So lange Oluf das Amt eines Strandvoigtes bekleidete, hatte er diese jedenfalls großer Aufmersamkeit bedürftige Stelle vor dem Seedeiche stets scharf im Auge behalten und namentlich darauf gesehen, daß die schräge Böschung des Deiches immer im besten Stande erhalten wurde. Die Umflechtung des Vor-

landes mittelst eingerammter Reisigbündel war hier von dreifacher Stärke, und die Ueberstrickung des Deiches selbst mit geflochtenem Stroh, in das sich die brechende Woge nicht leicht einfressen kann, zeigte nirgends auch nur den kleinsten Makel. Seit er aber freiwillig sein Amt niedergelegt hatte, kümmerte er sich gar nicht mehr um Communalangelegenheiten, mochten sie auch noch so wichtig sein und die Meinungsäußerung erfahrener Männer herausfordern.

Olufs Nachfolger wollte, um mit dem alten Strandvoigte in Frieden leben zu können, diesen in keiner Weise reizen. Er ließ daher, da alle Vorkehrungen zum Schutz des Deiches getroffen und im besten Stande waren, geraume Zeit verstreichen, ehe er nur Arbeiten daran vornahm. Endlich aber mußte dies doch geschehen und zwar gerade in unmittelbarer Nähe von Oluf Borstels sehr vernachlässigtem Hause.

Kaum bemerkte Oluf seinen um viele Jahre jüngeren Nachfolger mit seinen Leuten am Strande, als er sich breitbeinig auf der Deichkrone hinpflanzte, beide Hände in die Taschen seiner weiten Jacke von grobem blauen Tuche vergrub und, ununterbrochen Taback kauend, den Strandvoigt wie die Arbeiter spöttisch belächelte.

Eine Zeit lang ließ der junge Voigt den eigensinnigen Mann unbeachtet; zuletzt aber sah er sich

genöthigt, Oluf Borstel wegen seines auffallenden und verletzenden Betragens zur Rede zu setzen, um die erbitterten Arbeiter von lauten Aeußerungen ihres gerechten Mißvergnügens abzuhalten. Er näherte sich also dem immerfort Lächelnden, der, mit Ausschluß seiner Jacke, so abgerissen ging, als friste er sein Leben im Armenhause, grüßte ihn freundlich und fragte darauf: ob er die Vornahme der von ihm befohlenen Deicharbeiten überflüssig oder unzweckmäßig finde?

Oluf Borstel erwiderte den Gruß sehr höflich, indem er sagte:

„Es kommt darauf an, Herr Strandvoigt, was für eine Ansicht man von Deichreparaturen hat."

Zu weiteren Auslassungen war Oluf nicht zu bewegen, obwohl der Strandvoigt gern etwas Näheres von dem offenbar kenntnißreichen Manne erfahren hätte. War es doch der Punkt, an welchen sich das Zerwürfniß der Behörden mit Oluf Borstel knüpfte und welcher diesen zur Niederlegung seiner Functionen veranlaßt hatte! Der eigensinnige, verschlossene Mann stand aber seinem Nachfolger eben so wenig Rede wie früher seinen Vorgesetzten. Er ging auf der Deichkrone weiter, bis wo eine hölzerne Treppe in das hinter dem Deiche sich ausbreitende Tiefland hinabführte nach den stattlichen Gebäuden des Seekruges, dessen hohes steiles Strohdach mit seinen beiden Storch-

nestern auf den Giebelenden über den Deich hoch emporragte.

Diesen Weg machte Oluf Borstel jeden Tag, so lange das Jahr dauerte. Im Kruge hatte der ewig Müßige seinen bestimmten Platz, seine eigene braungerauchte Thonpfeife, seine ihm zugehörige Tabacksdose und endlich sein eigenes Glas, aus dem er Grog trank. Außer Grog nahm Oluf nur noch Portwein oder Madeira auf die Lippen; alle andern Getränke waren ihm zu flau, namentlich Bier, das er schon deshalb gründlich verabscheute, weil es ihm die Landratten, mit denen er in früheren Jahren oft verkehrte, als ein ganz vorzügliches, gesundes und nährendes Getränk angepriesen hatten. Oluf Borstel hielt nämlich alle Binnenlandsmenschen, gewöhnlich Landratten genannt, für äußerst unvollkommene Geschöpfe, auf deren Reden man nie viel geben dürfe.

Gewöhnlich war Oluf der Erste von Allen, welche den Seekrug besuchten. Er mußte oft über eine Stunde und noch länger warten, ehe sich Gesellschaft einfand. In dieser Zeit rauchte und trank er mit stoischer Ruhe, spielte wohl auch ein Tricktrak mit dem Wirthe, obwohl er dies ungern that, oder er ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein. Letzteres machte Oluf Vergnügen; denn der Wirth war ein sehr fügsamer Mann, der Anderen gegenüber niemals eine Meinung hatte.

Gegen diesen sprach sich der ehemalige Strandvoigt häufig aus und bisweilen so ungenirt, so rücksichtslos, daß ihm Fatalitäten mancherlei Art daraus erwachsen konnten, wenn der Krughalter hätte indiscret sein wollen.

Heute betrat Oluf Borstel den Seekrug offenbar in gereizter Stimmung, was dem Besitzer desselben nicht entging. Indeß achtete er auch nicht weiter darauf, reichte seinem Gaste die Pfeife, zündete ihm das übliche dünne Spänchen zum Anrauchen an und mischte ihm dann den beliebten Grog.

Oluf prüfte das Getränk, schlürfte einen guten Schluck und sagte dann wegwerfend, indem er ausspuckte:

„Bin doch neugierig, wie lange es der neue Strandvoigt noch treiben wird.“

Der Krughalter erwiderte nichts. Er zeigte auf das Damenbrett und in seiner stummen Bewegung lag eine sehr bestimmte Frage. Oluf schüttelte den Kopf, indem er fortfuhr:

„Sie fangen gerade an der Stelle an, die mich zu Falle brachte, und nun ich über ihr verkehrtes Beginnen lachen muß, nehmen sie's übel.“

„Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand,“ meinte der Wirth, der doch etwas sagen

mußte, und mischte sich zur Gesellschaft auch einen Grog.

Oluf lachte.

„Wir wollen sehen, wer Recht behält,“ sagte er halblaut.

„Haben sie Dich gefragt?“

„Was kann das nützen! Ich bin ja ein müßiger Herumtreiber!“

„Nach der Arbeit ruhen, ist Keinem zu verdenken, am wenigsten Einem, der's kann!“

„Dir sollten sie auch ein Amt übertragen,“ meinte Oluf, denn Du hast noch mehr Verstand, als Du brauchen kannst.“

Der Wirth lachte und stieß mit seinem Gaste an.

„Auf Dora's baldige Verlobung!“ sprach er. „Das Kind wird hübsch und je früher ein junges Mädchen aus dem Hause kommt, desto besser ist's!“

Oluf stieß zwar an, er trank aber nicht sogleich.

„Weißt Du einen Mann für mein Kind?“ fragte er bedächtig.

„Ich? Wie könnte ich 'was wissen! Ich höre nur, was Andere sprechen.“

„Was sprechen die von meiner Tochter?“ fragte Oluf schärfer und sah den Krughalter sehr herausfordernd an.

„Frage den Voigt Theide Ocken,“ erwiderte er, der wird Dir Rede stehen.“

„In Deinem Beisein soll's geschehen," versetzte Oluf, „und wenn er mir dann zu Willen ist, stehe ich ihm auch wohl Rede und Antwort."

Damit war die Unterhaltung zwischen Gast und Wirth vorläufig zu Ende. Oluf that, als sei gar nichts vorgefallen. Er saß wie immer still auf seinem Platze, das Gesicht dem Deiche zugekehrt, wo auf der Höhe der Holzstiege die Flaggenstange sich erhob, deren Wimpel die Richtung des Windes den Bewohnern und Besuchern des Seekruges zu jeder Zeit anzeigte.

Als es dämmerte, fanden sich aus den hinter dem Deiche in großen Entfernungen zerstreut liegenden Häusern mehrere Gäste ein, bis der Krug sich füllte und das Gespräch allgemeiner und lauter ward. Unter den letzten trat auch der neue Strandvoigt Theide Ocken ein. Sein Auge schweifte sogleich zu Oluf hinüber, der jetzt seinen Sitz verließ und dem jungen Manne entgegenging. Dem Besitzer des Seekruges war nicht wohl bei dem Aussehen Oluf Vorstels. Er ahnte Schlimmes für sich wie für Andere; denn wenn der eigensinnige, rechthaberische alte Strandvoigt zu Jemand trat, ohne seinen Südwester auch nur mit der Fingerspitze zu berühren, war immer ein Sturm im Anzuge.

2.

Eine Aussteuer.

Theide Ocken wich seinem Gegner nicht aus, sondern erwartete seine Anrede.

„Voigt," sprach Oluf, „ich fordere Dich heute zu einer Partie mit mir auf. Bist Du bereit?"

„Ich kann nicht spielen, Du weißt es," erwiderte der Strandvoigt, der durch diese Aufforderung Vorstels in große Verlegenheit versetzt ward und den Zweck derselben ganz richtig erkannte.

„Du mußt!" sagte der Alte so laut, daß alle Anwesenden Kunde von seiner Forderung erhielten. „Wenn Du aber zu ungeschickt bist, wird Abel — so hieß der Wirth — Deine Stelle vertreten, versteht sich, auf Deine Kosten!"

Sich lange zu sträuben, schien Ocken nicht räthlich zu sein. Ein stummer Wink des Wirthes, der ihn vertreten sollte und konnte, machte ihn williger, und

er sagte, ob auch ungern, dem als glücklichen und leidenschaftlichen Spieler eben so bekannten wie gefürchteten Oluf Vorstel zu.

Dieser ging ruhig zurück an seinen Platz, stellte das Damenbrett vor sich hin und ordnete die Steine.

„Schlagdame, wenn's beliebt," sagte er, als Theide Ocken neben Abel Platz genommen hatte. „Wie hoch?"

„Du kannst bestimmen," sprach der junge Voigt.

Oluf nannte eine so hohe Summe, daß Viele der Anwesenden sich umwendeten, um den Uebermüthigen sich anzuschauen, und das bis dahin lebhafte Gespräch in's Stocken gerieth.

„Im Hause kein Brod und so hohes Spiel — das begreife der Teufel!" raunte Einer der Entschlossensten seinen Nachbarn zu. „Wo er nur das Geld dazu hernimmt!"

Theide Ocken widersprach nicht; Oluf aber, welcher die Aeußerung des ihm nicht wohlwollenden Mannes ganz gut verstanden hatte, legte lächelnd die Summe, um die er zu spielen in Vorschlag gebracht, vor sich hin und forderte Abel auf, das Spiel zu beginnen. Nach wenigen Zügen, die ihm bereits, wie er leicht berechnen konnte, den Gewinn der Partie sicherten, sagte er zu Theide Ocken:

„Du führst bisweilen den Namen meines Kindes im Munde, hab' ich gehört — Abel da, Dein Ersatzmann, ist Zeuge — was soll das bedeuten?"

„Von jungen Mädchen wird immer gesprochen, wenn Männer unter sich sind," erwiderte ausweichend der Strandvoigt.

„Kann sein," fiel Oluf ein; „mein Kind aber ist arm, und wer von Armen spricht, der sagt ihnen eher Schlechtes nach als Gutes. Darum will ich von Dir selber hören, was Dich veranlaßt hat, den Namen meiner geliebten, tugendhaften Tochter in den Mund zu nehmen."

Theide Ocken war ein ehrlicher, entschlossener Mann, der vor Niemand Furcht hatte und auch mit seiner Meinung nicht zurück hielt. Freilich wäre es ihm lieber gewesen, sein Vorgänger hätte ihm nicht so arg zugesetzt; da es aber einmal geschah, wollte er durch Schweigen den Eigensinnigen nicht zum Ausbruch seiner Leidenschaften reizen.

„Es war Unrecht von Abel, daß er nicht schweigen konnte," sagte er einlenkend. „Noch eine kurze Zeit, und ich hätte aus freiem Antriebe mit Dir gesprochen.— Deine Kinder sind gut, Oluf — der Capitain der „Najade" hat Deinen Clemens den bravsten Jungen genannt, der je ein Besanbramsegel bei fliegendem Sturme reffte!"

„Ist mir lieb zu hören," fiel der Alte ein. „Du mußt bezahlen, Theide. — Der ungeschickte Abel hat die Partie an mich verloren."

Ocken schob Oluf Vorstel den Stapel Silber zu, der vor ihm auf dem Tische stand. Dann streckte er ihm die Hand entgegen und sagte:

„Wenn Du wüßtest, wie ich gegen Dich gesonnen bin, würdest Du mich heute nicht so mißachtend behandelt haben."

Oluf zählte gleichgiltig die gewonnene Summe durch und ließ sie dann mit der seinigen zugleich in die Tasche gleiten.

„Stumme kann ich nicht verstehen," versetzte er.

„Du hast eine Tochter, Oluf," fuhr Theide Ocken fort. „Ich kenne sie von Kind auf, und so oft ich sie sehe, wird mir wohl."

„Sie versteht, tüchtig zu schaffen."

„Aber Du hältst sie schlecht, Oluf! Deine Härte und Dein Geiz füllen ihre frommen Augen mit Thränen."

„Hat Dora über mich Klage geführt?"

„Ihr Aussehen verkündet lauter als Worte ihren Kummer."

„Mein Kind leidet keine Noth," sprach Oluf Vorstel, den jungen Strandvoigt mit strengen Blicken musternd. „Sie theilt mit mir Alles, was ich habe;

wenn aber ein Kind nicht zufrieden ist mit dem, was der Vater ihm geben kann, verdient es aus dem Hause geworfen zu werden!"

„Ereif're Dich nicht, Oluf," erwiderte Ocken. „Deiner Tochter thut sich gern die Thür eines andern Hauses auf, wenn Du ihrem Wunsche nicht hinderlich bist."

„Weißt Du das von Dora selbst?"

„Ich hab' Dein Kind gefragt."

„Und meinst Du's ehrlich?"

„Ich würde sonst nicht so viel Worte darüber verlieren."

Oluf stieß darauf mit Theide an und leerte sein Glas.

„Wenn Dora's Rede zu der Deinigen stimmt," sprach er, „so mache ich keine Einwendungen. Nur gebe ich Dir zu bedenken, daß Du eine Braut Dir ausgesucht hast, die außer den Kleidern, welche sie trägt, nichts besitzt. Ein Paar Schuhe für Sonntag mußt Du ihr gleich kaufen."

Theide Ocken hatte eine ähnliche Aeußerung erwartet. Das ganze Auftreten Vorstels ließ vermuthen, daß er nicht sogleich eine Mitgift für Dora bewilligen werde. Dennoch glaubte der junge Strandvoigt nicht recht an den Ernst des Alten, theils weil er selbst wie Alle überzeugt war, daß Vorstel nicht ohne

Vermögen sei, theils auch, weil er den spöttischen Zug um Olufs unschön geformten Mund bemerken konnte.

„Sage mir die Hand Deiner Tochter zu," sprach Ocken, „und über die Ausstattung werden wir uns später schon einigen."

„Ich gebe ihr keine, weil ich keine habe," versetzte Oluf mit unangenehmer Schärfe.

„Da Du so offen die Unwahrheit sagst, darf ich Dich wohl ungescheut Lügen strafen," meinte der junge Strandvoigt.

„Mich?" fuhr Oluf auf. „Hüte Dich, Theide, ein so schwer wiegendes Wort mich ein zweites Mal hören zu lassen!"

„Beweise, die für mich sprechen, führst Du bei Dir! — Wer Summen im Spiel wagen kann, wie Du es täglichst thust, der ist nicht mittellos, und wer dennoch sein Kind, das für ihn arbeitet und sorgt, darben läßt, den hat man ein Recht geizig, ungerecht, hart gegen sein eignes Fleisch und Blut zu nennen!"

Ein unheimliches Lächeln umspielte den Mund Oluf Borstels bei diesen Worten des jungen Strandvoigts. Gleichzeitig griff er in die Tasche seiner Jacke und entnahm derselben die vor Kurzem gewonnene Summe.

„Du wirfst mir vor, daß ich mich nach unserer Väter Weise vergnüge," sagte er. „Das sollte ich

Dir übel nehmen. Aber ich will verständiger sein als Du es sein kannst, weil Du noch zu wenig Erfahrung besitzest und die Leidenschaft Dich blind macht. Da liegt mein Eigenthum, mein Vermögen! — Nimm es hin, es ist Dein! Bist Du damit zufrieden, so erblicke darin die Mitgift Dora's!"

Theide Ocken erschrak über diese Worte, daß er die Farbe wechselte. Alle Anwesenden hatten die Rede des Alten verstanden; Ockens Liebe zu Dora war ein öffentliches Geheimniß geworden, und die unerhörte Art, wie der seltsame alte Mann seine Tochter auszusteuern vorhabe, mußte die Einen zu spöttischen Bemerkungen aufreizen, die Andern erbittern. Selbst über die Zumuthung Vorstels empört, sann er vergebens auf eine schickliche Antwort. Der Alte aber ließ ihm nicht lange Zeit. Die Verlegenheit seines Nachfolgers sogleich gewahrend, machte es Oluf Vergnügen, diese noch mehr zu steigern.

„Du findest weit und breit innerhalb der Deiche keinen zweiten Mann, der so uneigennützig sein Alles Dir hingibt, wie ich es thun will," fuhr er fort. „Darum greife zu und stoße Dein Glück nicht leichtsinnig von Dir! Später — wenn ich erst todt bin, wirst Du mir's Dank wissen! — Es ist einmal Brauch in der Welt und wird ewig Brauch bleiben, daß die Menschen erst klug werden, wenn ihr Haar anfängt

zu ergrauen. Ich sage heute die Wahrheit, wie ich sie immer gesagt habe. Darum wiederhole ich, daß ich Dir gebe, was ich vermag! Von Bitten bin ich aber kein Freund, und eben so wenig gebe ich Dir Bedenkzeit. Für mich selbst brauchte ich auch keine. Ich wußte immer, was ich wollte. Darum bist Du jetzt, was ich ehedem war. Mach' es kurz und entscheide Dich. Frei'st Du Dora um diesen Preis — er deutete auf die Handvoll vor ihm liegender Silberstücke — so nehme ich Dich gern als Schwiegersohn bei mir auf. Nur bleib' mir dann vom Leibe mit Deinen Arbeitern in der Nähe meines Hauses! — Je eher die Fluth da herum das Land abspült, desto mehr Segen wird's Euch bringen! Die scharfe Erdkante muß doch einmal fort, sonst geschieht's zu einer Zeit, die Keiner wünscht. Und wo kein Grund zu finden ist, da hilft weder Rammen noch Stopfen!"

Theide Ocken fühlte sich von dem spöttischen Tone, der ihm aus Vorstels Rede entgegenklang, eben so sehr verletzt, wie ihn die Rücksichtslosigkeit empörte, mit welcher er sein eigenes Kind behandelte. Beides hielt ihn ab, die Forderungen seines Vorgängers im Amte gut zu heißen. Schweigend schob er ihm das Geld wieder zu und stand auf.

„Willst Du nicht?" sagte Oluf, seine gebräunte faltige Stirn noch krauser ziehend.

„Ich mag nicht unwürdig behandelt sein,“ war die Antwort Ockens.

„Dann verdinge Dich beim alten Nick*) und laß Dich nicht mehr hinter der Böschung des Deiches sehen wie heute!“ rief Oluf erbittert, strich das Geld zum zweiten Male ein und verließ den Seekrug, ohne Ocken nochmals eines Blickes zu würdigen. Dieser blieb bestürzt und traurig zurück, hörte gelassen die mancherlei Rathschläge an, die ihm von den verschiedensten Seiten gegeben wurden, empfand aber tief, daß er an einem entscheidenden Wendepunkte in seinem Leben angelangt sei.

*) Beim Teufel.

3.

Ein nächtlicher Besuch.

Das Wetter war rauh geworden, der Himmel mit schwerem Gewölk umzogen. In der tiefen Ruhe der Nacht hörte man hinter dem Deiche ganz deutlich jeden Anprall der langen Brandungswogen, die in regelmäßigen Zwischenräumen über das schmale Vorland rollten und sich rauschend an den Wellenbrechern zerschlugen. Ein scharfes Ohr konnte sogar die Gestalt der Wogen aus dem Schall errathen, den sie beim Brechen von sich gaben. Je nachdem sie lang, hoch und breit geformt oder kurz und schmal waren, tönten sie entweder leicht surrend aus am Fuße des Deiches, den sie nur rieselnd umspülten, oder sie schlugen mit schwerer Wucht dröhnend bis an die Böschung hinauf und zischten, als beständen sie aus schäumend heißem Gischt, nach allen Seiten hin mit geifernder Heftigkeit. Dazwischen machte sich das hohle

Pfeifen schwerer Windstöße bemerkbar, die über die Krone des Seedeiches fortpeitschten und die Schilfbedachung der Häuser bis an die Balken durchwühlten. Trat dann wieder kurze Zeit Ruhe ein, so ließ sich der Widerhall der brüllenden See fernab vom Lande deutlich erkennen, in den sich das unheimliche Geschrei der Möven, der Taucher, des Regenpfeifers und des Sturmvogels mischte.

Oluf Borstel war längst schon zur Ruhe gegangen. Für gewöhnlich pflegte er nicht zu Abend zu essen; einen „Schlummer" aber trank er regelmäßig, auch wenn er gar keinen Durst hatte. Dora wußte das und sorgte in ihrer kindlichen Aufmerksamkeit dafür, daß der Vater bei seiner Heimkehr das geschliffene Glas mit der beliebten scharfen und würzigen Flüssigkeit gefüllt vorfand. Nur wenn er sehr verstimmt oder geärgert war, begegnete es Oluf wohl, daß er das Glas entweder gar nicht oder doch erst nach längerem Zaudern berührte und den Inhalt desselben mit der Zunge prüfte.

Heute war der „Schlummer" ganz unberücksichtigt geblieben. Er stand noch auf der Ecke des schmalen Tisches am Fenster, wo Oluf Abends die letzte Stunde des müßig verlebten Tages zuzubringen pflegte. Dora schloß daraus, daß der Vater Verdruß oder noch etwas Schlimmeres gehabt haben möge. Nach seinem

Befinden fragen durfte die Tochter nicht, weil Oluf eine solche Aufmerksamkeit ganz unziemlich fand. Es ging seiner Ansicht nach Niemand etwas an, ob er Durst habe oder nicht; mithin hielt er es für unhöflich, dahin zielende Fragen an Jemand zu richten.

Still, als habe er das Reden verlernt, hatte der gewesene Strandvoigt zwei Stunden lang neben dem vollen Glase gesessen, ohne es nur anzusehen, hatte noch zwei Pfeifen geraucht, dann die alte Uhr mit der beweglichen Kuff, die sich im Takt des Perpendickels bald vor-, bald rückwärts bog, aufgezogen, sich schließlich zu Dora gewandt und war mit der Bemerkung: „Zu dumm" in seine Kammer gegangen.

Dora fuhr bei diesen beiden Worten erschrocken zusammen, daß es ihr schier den Athem versetzte. Was konnte der stillgewordene Vater mit dieser so verächtlich hingeworfenen Aeußerung wohl meinen? Sollte sie ihr und ihrem Thun und Schaffen gelten? Oder wollte er sagen, irgend ein Anderer, der ihm nahe stehe, verdiene einen so schweren Tadel? Oder machte er sich gar selbst damit einen Vorwurf? Eins war so wahrscheinlich wie das Andere, hatte aber leider auch ganz die nämlichen Folgen. Weil jedoch Oluf sich ganz besonders nach Dora umkehrte, als er die beiden Worte sprach, und die Tabaksasche dabei recht derb auf dem Daumennagel der linken Hand

ausklopfte, vermeinte die Tochter, sie ganz allein habe sich diesmal der bösen Aeußerung anzunehmen.

Zu wiederholten Malen entfielen Dora's Augen ein paar Thränen, während sie den Rest der Tagesarbeit beendigte. Ein paar Mal ließ sie wie ermattet die Hände sinken, um auf das Rauschen der Wogen, auf das Pfeifen des Nachtwindes und auf das klägliche Geschrei der Seevögel zu hören. Ihre Gedanken waren dann offenbar abwesend, denn ihr Blick war wie verschleiert. Wahrscheinlich gedachte sie des fernen Bruders, den sie beneidete. War er auch abhängig und dem Willen Anderer unterworfen, im Vergleich mit dem Loose, das ihr zugefallen war, mußte sie Clemens glücklich preisen; denn wie lange konnte es noch dauern, so fielen die Fesseln, die ihn jetzt noch banden, von selbst ab, und er zählte sich als tüchtiger Seemann den freiesten Menschen bei, die es auf Erden gibt. Sie aber, das arme mittellose Mädchen, durfte ohne Erlaubniß des Vaters keinen Fuß über die Schwelle setzen, ja, Oluf konnte es nicht einmal sehen, daß sie zuweilen in ernstes Nachdenken versank; denn in seiner wunderlichen Launenhaftigkeit bildete er sich ein, es lebe Niemand glücklicher als seine Tochter, und wenn Dora mit den Herrlichkeiten im väterlichen Hause nicht zufrieden sei, so verdiene sie von Rechtswegen gar nicht zu leben.

Dora's Gedanken hatten diese verbotene Richtung genommen, denn indem sie jetzt den Wischer, womit sie nochmals unnützerweise vermeintliche Staubatome von dem wenigen Hausgeräth zu entfernen suchte, hinter den kleinen friesischen Ofen an die Wand hängte, sprach sie, das noch thränenfeuchte Auge der Kammer ihres Vaters zuwendend:

„Es ist zu dumm, daß man so hinter'm Deiche leben muß!"

Kaum aber waren diese Worte den Lippen des jungen Mädchens entglitten, als es sie auch schon reute, sie gesprochen zu haben. In der Kammer hustete der Vater und vom Deiche her verhallte ein schrilles Pfeifen, dessen Entstehung Dora nicht unbekannt war.

„Gott schütze mich!" lispelte sie leise, beide Hände über dem Busen zusammenlegend. „Wenn der Vater den Unvorsichtigen gehört hätte!"

Lauschend, den Athem anhaltend, blieb sie stehen. In der Kammer regte es sich nicht zum zweiten Male. Auch draußen blieb es still, mit Ausschluß des Rauschens, das von Wind und Wogen herrührte. Ab und an fuhr ein vom Deichkamme abprallender Windstoß auch gegen die mit Läden verschlossenen Fenster des Hauses und machte sie in ihren Fugen zittern.

Dora überrieselte ein Schauer der Furcht. Sie griff rasch nach der Lampe, die ihr bei Beendigung der häuslichen Arbeiten geleuchtet hatte, fühlte nach dem Schloß der Thür und schickte sich dann an, ebenfalls zur Ruhe zu gehen. Da wiederholte sich der grelle Pfiff, und fast unmittelbar darauf hörte sie den Tritt eines behutsam auftretenden Mannes. Es verging noch eine Minute, und Dora vernahm ihren Namen.

„Oeffne!“ sagte darauf die Stimme Ockens, dicht an der Thür. „Ich weiß, daß Dein Vater schnarcht, denn ich habe kein Auge von diesem Hause abgewendet, seit ich ihn eintreten sah. Ich muß mit Dir sprechen, sonst gibt es ein Unglück!“

Dora traute dennoch dem Frieden nicht recht. Dem Freunde ihres Herzens widersprechen konnte und wollte sie nicht; öffnete sie aber, so konnte dabei durch den einströmenden Wind ein Geräusch entstehen, welches den Vater ermunterte. Sie löschte deshalb, als sie den Riegel hob, die Lampe und preßte ihren schlanken Leib fest an die Wand, den Griff des Schlosses in der Hand behaltend. Erst als sie Theide's Händedruck fühlte, verlor sich die Empfindung der Bangigkeit, die sie den ganzen Abend gepeinigt hatte.

Der junge Deichvoigt drückte das junge Mädchen leidenschaftlich an sich, befolgte dabei aber die Vorsicht,

sie zugleich aus dem Hause zu ziehen, ehe Dora es hindern konnte.

„Laß, Kind!“ sprach Ocken, als er fühlte, daß sie ihm widerstrebte. „Unter freiem Himmel sind wir Beide gegen jegliche Gewalt geschützt. Den Wind fürchtest Du doch nicht, und Dein herzloser Vater hat kein Recht, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen!... Komm!... Im Schutz des Deiches sind wir geborgen!... Dort sollst Du mir ein paar Fragen, die ich an Dein Gewissen, an Dein liebendes Herz richte, ehrlich beantworten. Diese Deine Antworten werden mein ferneres Handeln bestimmen.“

Dora widerstrebte nicht länger. Willig ließ sie Theide Ocken ihren Arm und schritt mit ihm der Treppe zu, welche hinter dem Hause ihres Vaters zur Deichkrone hinaufführte. Hier empfand man die Einwirkung des Windes, der sich am breiten Deichwalle brach, weniger, und da die Luft lauwarm vom Meere hereinwehte, konnte dieser Ort für einen zu trauter Zwiesprach passend gelegenen gelten.

Die hölzerne Stiege war breit genug, um zwei Personen Raum zum Sitzen darzubieten. Theide lehnte sich an das Geländer und nöthigte seine junge Begleiterin, die nächste Stufe als Sitz zu benutzen. Dann nahm er neben dem Mädchen Platz.

„Ich habe heute mit Deinem Vater gesprochen, Dora,“ hob der Strandvoigt an.

„Dann kenne ich seine Antwort,“ unterbrach ihn das Mädchen. „Er hat Dich abgewiesen!“

„Hätt' er's gethan, wäre ich glücklicher!“ erwiderte Ocken. „Nein, Dora! Ich bin ihm schon recht als Schwiegersohn, aber — vergib mir, Geliebte, daß ich es aussprechen muß — nackt und blos will er Dich aus dem Hause stoßen, und doch verspielt er täglich, wenn das Glück ihn nicht foppt, einige zwanzig Silberthaler und mehr! Wie ist es möglich, Dora, daß ein Mann von der Lebenserfahrung Deines Vaters in seinem Aeußern den Bettler heucheln und am Spieltisch Unsummen leichtsinnig vergeuden kann?“

„Ich weiß es nicht, Theide,“ flüsterte die betrübte Dora.

„Wenn es wahr wäre, was man bisweilen munkeln hört ...“

„Glaube keinem Gerücht, Theide! Sie sind alle erfunden! ...“

Der Strandvoigt stützte sinnend sein Haupt auf die Hand und blickte in den Kampf der Wolken, die der fliegende Südweststurm über den Deichkamm fortjagte.

„Du warst noch ein Kind, das kaum lallen konnte,“ sagte er nach einer Weile, „da fing es eines Morgens

an zu wehen, wie heute. Von Stunde zu Stunde verschlimmerte sich das Wetter; Meer und Himmel bildeten eine graue wühlende Masse, und wenn die langen hohen Wogen gegen das Land heranrollten, glaubte mancher beherzte Mann, die Deiche würden dem schrecklichen Anprall der unübersehbaren Wasserberge nicht zu widerstehen vermögen. Vor Abend noch steigerte sich der Sturm zum Orkan, und als die Nacht einbrach, hatten die Deichbewohner alle Hände voll zu thun, um das Land gegen die brüllende Meerfluth zu vertheidigen. Dein Vater war damals — ich erinnere mich dessen noch — der Thätigste von Allen. Weil er Verstand und Kenntnisse besaß und vor keinem Wagniß zurückschreckte, folgte Jeder gern seinen Anordnungen, widersprach Niemand seinen Befehlen. Die Deiche wurden erhalten in jener Nacht, aber die armen Seefahrer litten darunter!..."

„Weil Ihr das Land vertheidigtet? Euch selbst schütztet?"

„Im Gebrause des Sturmes, im Donner der Wogen verhallte mehr als ein Nothsignal. Mit eigenen Augen sah ich das rothe Feuer durch die aufspritzenden Wellenkämme leuchten."

„Durch die Brandung ist bei einem Orkan kein Rettungsboot zu steuern."

„Man soll es doch versuchen, Dora."

„Die Pflicht des Lootsencommandeurs!"

„Oluf Borstel vertrat die Stelle des Abwesenden."

„Als Strandvoigt hatte er vorerst Vorkehrungen zur Vertheidigung des Landes zu treffen."

„Am andern Morgen trieb viel Gut an den Strand — zerborstene Schiffstrümmer, zerrissenes Tauwerk, zersplitterte Raaen, Stangen, Cambüsen. Tonnen ohne Boden, Kisten mit aufgebrochenen Deckeln fand man meilenweit zerstreut am Seedeichrande und im Schilfrohr der Vorlande. Einige Tage später spülte die Brandung Leichname an. Unter diesen befand sich die Leiche einer Frau — einer Dame, wie ihre vornehme, reiche Kleidung auswies. Man begrub sie drüben auf dem Kirchhofe mit den Uebrigen, und ihr Grabhügel heißt noch heute der Griechenhügel."

„Meine Mutter hat mir jene Geschichte mehrmals unter Thränen erzählt," fiel Dora ein, „und daß man nie ermitteln konnte, wer die im Schiffbruch jener Sturmnacht Verunglückten gewesen seien, machte sie so trüb, so unruhig, so..."

„Warum bebt Deine Hand plötzlich, Dora?"

„Den Vater verdroß die trübe Stimmung der Mutter," fuhr das junge Mädchen fort. „Er schalt, grollte, drohte... Später mied er die Mutter und verstummte... Dann floh er das Haus und ergab sich der Leidenschaft des Spieles... Das Hauswesen ging

zurück; es kam zu unangenehmen Auseinandersetzungen mit dem Deichgrafen. Man warf dem Vater absichtliche Vernachlässigungen einzelner Stellen am Strande vor ... Da verzichtete er auf seine Stelle ... Als die Mutter Kunde davon erhielt, rührte sie der Schlag. Sie starb, sprachlos geworden, nur ihre Augen unterhielten sich mit dem Vater noch im Tode ..."

„Ist das Alles, was Du weißt, Dora? Alles, was Du von Deiner Mutter Tode gehört hast?" fragte Theide Ocken.

„Ich würde Dir nichts verheimlichen," erwiderte das junge Mädchen.

Der Strandvoigt zog Dora fester an sich.

„Das heutige Auftreten Deines Vaters hat mich vielfach verletzt," fuhr er fort. „Ich meinte es so ehrlich und kam ihm so offen entgegen, als sei er mein älterer Bruder. Daß er mich dennoch so obenhin behandelte, will ich ihm jetzt fühlen lassen. Er weigert sich, mir den Grund zu nennen, der ihn veranlaßt, die am Deichrande nothwendig gewordenen Arbeiten als überflüssige und zwecklose zu bezeichnen. Er bleibt ferner bei seiner offenbar aus der Luft gegriffenen Behauptung, daß er arm sei und Dir auch nicht die geringste Mitgift geben könne. Gleichviel, ob diese Behauptung wahr oder falsch ist, ich will ihn wissen lassen, daß ich ein offenes Auge besitze und mich vor

Niemand fürchte. Morgen schon verreise ich, und es sollen keine acht Tage vergehen, so wird Dein Vater erfahren, was mich zu dieser Reise treibt. Dir will ich es jetzt schon sagen."

Theide Ocken beugte sich zu Dora's Ohr und flüsterte ihr einige leise Worte zu. Sie erschrak, daß sie beinahe von der Stufe der Treppe herabgeglitten wäre.

„Kannst Du glauben, herzliebste Dora, daß ich wirklich so schlecht handeln könnte?" sprach er, das Mädchen beruhigend, weiter. „Es soll ja nur ein Versuch sein, die Gesinnung Deines hartnäckigen Vaters auf die Probe zu stellen. Und außerdem werde ich meine kurze Abwesenheit noch in anderer Weise benutzen, die vielleicht dazu beiträgt, Deinen Vater umgänglicher zu machen, wenn ich zurückkomme und abermals mit meinen Leuten dort hinter dem Deiche an der ausgespülten Stelle erscheine. Sein höhnisches Lachen soll mich dann nicht wieder vertreiben."

Die Treppe erzitterte unter den Brandungsschlägen der Wogen, die gegen den Deich donnerten. Theide Ocken stand auf.

„Willst Du mir vertrauen?" fragte er innig, das Mädchen an sich ziehend. „Was immer geschehen mag, ich verlasse Dich nicht, Dora! Aber ich kann es nicht ertragen, daß man den Mann, wenn auch nur heimlich,

verdächtigt, dessen Tochter mir in Liebe und Treue fürs ganze Leben angehören soll."

Dora schlang ihre Arme um den Nacken des Geliebten und hielt ihn lange fest. Der heftiger brausende Sturm erst und die einander rascher folgenden Brandungen, unter denen die Deichumwallung, ja das ganze Erdreich erzitterte, trieben sie ins Haus, da sie fürchtete, ihr Vater, mit diesen Naturlauten wohl bekannt, könne erwachen, und, wenn er sie nicht im Hause vorfände, sie mit Vorwürfen und rücksichtslosen Scheltworten überhäufen.

4.

Im trunkenen Muthe.

Drei volle Tage hielt das Unwetter mit abwechselnder Stärke an. Das Vorland war in dieser ganzen Zeit ununterbrochen überschwemmt, und nicht selten leckte die hochstrudelnde Fluth bis an den Deichkamm herauf. Ueberall, wo sich hinter dem Seedeiche Wohnungen befanden, sammelten sich Gruppen berathender Männer, die sehr genau auf die Fortschritte der spülenden Fluth achteten.

Zu diesen gesellte sich schon am ersten Tage Oluf Vorstel. Seiner Gewohnheit nach hielt er mit seinem Urtheil über die Sachlage zurück, obwohl die Mehrzahl der Männer gern seine Meinung vernommen hätte. Zu einer directen Frage fühlte sich aber Niemand aufgelegt, da ja anzunehmen war, daß Oluf eine solche entweder ausweichend oder mit allerhand spöttischen Nebenbemerkungen beantworten werde.

Am dritten Tage erst gesellte sich Oluf Borstel zu Abel, zog diesen bei Seite und fragte ihn:

„Wo ist der Strandvoigt? Der Mann sollte lange schon auf seinem Platze sein. Wenn man ihn seiner Nachlässigkeit wegen zur Rede setzt, kann's ihm die Stelle kosten."

Der Wirth aus dem Seekruge nickte beistimmend, fügte jedoch hinzu:

„Den fängst Du nicht, Oluf! Theide ist zu klug; er hat den Deichgrafen selber zum Stellvertreter."

„Das wäre?" sagte Borstel. „Weißt Du, wo Ocken weilt?"

„Wenn Du's wissen willst, kann ich Dich darüber aufklären. Verboten hat mir's der Strandvoigt nicht."

Oluf Borstel sah Abel erwartungsvoll fragend an.

„Theide Ocken ist auf der Brautschau," sagte dieser mit verschmitztem Lächeln. „Er hat es Dir verteufelt übel genommen, daß Du ihn letzthin so kurz behandeltest. Ich kann's ihm nicht verdenken, denn er ist ein Mann, der sich sehen lassen darf, und an Mädchen, die ihn gern haben, wird's ihm nicht fehlen."

Oluf schlug die Augen nieder und schritt neben Abel den Deich entlang.

„Das hätte ich dem Theide doch nicht zugetraut," sagte er nach einer Weile. „Warum konnte

er nicht noch einmal bei mir anfragen? Ein Vater bedenkt sich doch, wenn ihn ein Freier gleich mit Bedingungen anfällt. Jetzt wollte ich ..."

Oluf ließ den Schluß seiner Rede in einem Zischen austönen, welches das Pfeifen des Windes meisterhaft nachahmte, riß sich den alten Südwester vom Kopfe und schwenkte ihn ungestüm, als wolle er sich zum Ueberflusse noch mehr Luft zufächeln.

„Was wolltest Du, Oluf?" fragte der neugierige Abel.

„Daß die Deiche brächen und wir Alle erlebten eine neue große Mannestränke."

„Wenn wir dabei aber mit zu Schaden kämen?" meinte Abel. „Fortlaufen hilft nicht immer bei Hochfluthen, und wer mit dem Schwimmen nicht gut Bescheid weiß, der kann leicht bei einer solchen Affaire so viel Salzwasser schlucken, daß ihm nie wieder ein Tropfen guter Brandy oder ein richtig gewürzter Schlummer schmeckt. Du selber, Oluf, bist nicht von den Stärksten und Gewandtesten — ich meine beim Schwimmen — es wäre also leicht möglich ..."

„Daß ich mit fortgespült würde?" fiel Borstel ein. „Gerade das ist's, was ich wollte! Die Narren, die mich nicht verstehen, hätten dann mit ihren hohlen Schädeln das Nachsehen, und ich, ich lachte sie noch im Grabe aus wegen ihres nutzlosen Mühens."

Wie fast immer, wenn der geärgerte alte Strandvoigt eine seiner wunderlichen Aeußerungen ohne weitere Begründung laut werden ließ, verstand ihn Abel auch diesmal nicht. Oluf knöpfte sich fest in seine Jacke, verließ den Deich und verschloß sich in seine Wohnung, wo er ununterbrochen mit Dora zankte, die ihm auch gar nichts zu Dank machen konnte. Endlich, als er nicht mehr wußte, wie er das arme Mädchen noch weiter fortquälen sollte, setzte er sich an den Tisch, schlug mit derber Faust darauf und sagte:

„Nun trage 'was Schmackhaftes auf! Ich verspüre einen haifischmäßigen Hunger!"

Dora trocknete sich verwundert die Augen und gab kleinmüthig zur Antwort, daß sie außer Brod und einem unbedeutenden Rest trockenen Rauchfleisches nichts im Hause habe.

„Dann schaffe an, denn ich will essen!" befahl der Vater.

Die Tochter zeigte auf ihre leeren Hände.

Oluf warf ihr zwei Silberthaler zu.

„Verhungern wollen wir nicht," sprach er trocken; „es ist genug, wenn wir ersaufen, falls die Deiche brechen. Muß ich mit aller Gewalt ertrinken, weil wir einen Narren zum Voigt haben, so will ich's mir wenigstens gemüthlich im Tode machen. Ich sage Dir, Dora, Bequemlichkeit ist immer die Hauptsache! Nichts

Dümmeres kenne ich in der Welt, als sich für andere Leute martern und abarbeiten und sich selbst keinen Genuß gönnen. Nimm Dir ein Beispiel an mir, Kind, und wenn Du was hast, so lasse was drauf gehen. Was Du heute genießest, brauchst Du morgen nicht todtzuschlagen."

Dora war genöthigt, dem Vater zu willfahren. Sie schaffte in größter Eile Lebensmittel an, kochte Krabben, die Oluf vorzugsweise gern aß, setzte eine Flasche Madeira auf und deckte behend den Tisch, um den Vater nur ja bei guter Laune zu erhalten.

Oluf Borstel ließ es sich trefflich schmecken; es fiel ihm aber gar nicht ein, die Tochter aufzufordern, sie solle seinem Beispiele folgen. Er aß sich übersatt und leerte dabei die Flasche des schweren Weines bis auf die letzte Neige.

„Komm her, Dora," sprach er darauf mit lallender Zunge, „ich will Dir ein Geheimniß verrathen."

Die Tochter stellte sich neben den Vater. Oluf blickte sie blinzelnd an.

„Liebst Du den Strandvoigt?" fragte er das geängstigte Kind.

Dora zitterte.

„Narrenpossen!" fuhr er sie an. „Lieben ist etwas ganz Natürliches; was hat's weiter auf sich! . . . Aber,

mein Kind, Du weißt, Geld kann ich Dir nicht geben, weil's mir verboten ist."

„Verboten, Vater?"

Oluf Borstel nickte mit dem Kopfe und ließ die letzten paar Tropfen aus der geleerten Flasche in sein Glas tröpfeln.

„Verboten, sag' ich," fuhr er fort, „und mein Nachfolger, der Theide Ocken, will nicht Dich, sondern Dein Geld!"

„Mein Geld!" rief Dora, „und ich habe kaum so viel, um meine Blöße zu decken!"

Thränen des Schmerzes erfüllten ihre Augen.

„Richtig," fuhr der Halbtrunkene fort. „Du hast ein sehr gesundes Schicklichkeitsgefühl, und das ist mir lieb. Darum siehst Du auch so bescheidentlich zu, wenn es mir schmeckt, ohne mir die Bissen in den Mund zu zählen ... Das kommt selten vor und eben deshalb muß so viel Tugend belohnt werden."

Oluf maß die schlanke Gestalt seiner Tochter mit schwimmenden Augen.

„Horch, der Wind weht noch immer!" sprach er lächelnd weiter. „Es ist ein Wind, wie ich ihn sonst gern hatte. Seit Deiner Mutter Tode mag ich ihn nicht mehr leiden ..."

Dora fing an zu schluchzen.

„Weine nicht," sagte Oluf, „es wird damit nichts gebessert. Aber ich will Dir sagen, wie es kam, daß Deine Mutter so plötzlich starb ... Da ... kniee nieder, damit Du mich leichter verstehen kannst ... Der Wind rauscht und die Fluth brüllt ... Die verdrehte Fluth, deren Wogen immer ein und demselben schlechten Zuge folgen! —"

Dora ließ sich neben dem Vater, dessen ungewohnte Redseligkeit sie unheimlich anmuthete, nieder, legte ihre gefalteten Hände auf dessen Kniee und lauschte mit angehaltenem Athem auf fernere Eröffnungen.

„Ich habe mich in Theide Ocken geirrt," fuhr Oluf fort, „deshalb soll er sich auch in mir irren ... der Fant! ... Konnte er nicht noch ein paar Wochen warten und mich noch ein paar Spiele gewinnen lassen? Aber das hat keine Zeit und will immer mit dem Kopfe durch Dick und Dünn ... Jetzt soll er sich ärgern, wenn Du eines Tages die reichste Frau hinter dem Deiche wirst."

Dora seufzte, denn sie zweifelte nicht, daß ihr Vater, von dem Genusse des schweren Weines aufgeregt, sich seinen Phantasieen überlasse.

„Ganz gewiß, zaghafte Kleine," sprach Oluf, der knieenden Tochter ins Haar fassend und sie derb schüttelnd. „Der Aerger über Dein Glück soll den Uebermüthigen, der gleich auf- und davonläuft, weil

ich nicht demüthig mich vor ihm bücke, bersten machen... Laß ihn nur kommen mit seinen Leuten!... Laß sie herumtrudeln am Steindamme ... Laß sie da graben und dort stopfen so viel sie wollen, Wind und Wogen folgen ihrem Zuge so gut wie der Mensch, wenn er sich seinen Leidenschaften überläßt ... Wir wollen zusehen, wir Beide, und uns lachend die Hände reiben... Kommt dann der brechende Schwall und spült die alten Schädel von dem Weidengeflecht fort, dann haben wir, was wir brauchen, und an der ersten Pfeife will ich ersticken, wenn der Amtmann nicht selber um Dich anhält."

Oluf sprach dies Alles mit schwimmenden Augen und so zerstreut, daß Dora nicht daran glauben konnte. Von alten Gebeinen, die am Fuße des Deiches unter den schützenden Ruthenbündeln im festen Kleiboden lagen, hatte sie ihn allerdings schon sprechen hören; doch war ihr dies niemals aufgefallen. Wußte doch Jedermann, daß von Alters her die angetriebenen Leichname Schiffbrüchiger am Strande beerdigt worden und schon häufig bei starken Abspülungen der Brandung menschliche Gebeine zum Vorschein gekommen waren. Unheimlich aber ward dem Mädchen jedesmal, wenn der Vater von diesen unbekannten Gräbern sprach, über welche die See ihre Wogen rollte. Um nun den Aufgeregten auf andere Gedanken zu bringen, hielt sie es für klüger, auf seine verworrenen Vor-

stellungen einzugehen. Sie versprach demnach dem Vater, in allen Dingen seinen Willen zu thun, was diesem ausnehmend gefiel. Er lachte, nannte Dora sein kluges, frommes Täubchen und wiederholte mit immer stärker lallender Zunge noch mehrmals:

„Sollst Frau Amtmännin werden dem Narren zum Trotz, und Gold und Silber sollst Du mehr haben, als Du verbrauchen kannst! ... Laß mich nur machen, Kind! Wenn das Wasser seine Schuldigkeit thut, wollen wir noch zusammen leben wie die Herren auf Rungholt, eh' sie vergaßen, ihre Deiche zu erhöhen ...“

Dora dankte Gott, daß es ihr nach langem Bitten endlich gelang, den wunderlichen Vater, dessen Gespräche sie ihrer Unklarheit wegen doch beunruhigten, zur Ruhe zu bringen. Sie selbst wollte der Schlaf nicht besuchen. Ihre Gedanken weilten bei dem fernen Freunde, und jede Welle, die sich rauschend an der Deichböschung zerschlug, klang ihr wie ein ermunternder Zuruf im Ohre, den Theide Ocken ihr über das Meer von der Insel zusendete, nach der er sich für kurze Zeit begeben hatte.

5.

Ein unheimliches Werk.

Oluf Borstel war von schweren Träumen gequält worden. Als er erwachte, fühlte er sich angegriffen; alle Glieder schmerzten ihn, und er mußte sich sagen, daß er nicht ganz wohl sei.

Im Hause war es noch ganz still, denn Dora hütete sich wohl, den Vater zu wecken. Oluf vernahm nur das regelmäßige Ticken der Uhr mit der beweglichen Kuff. Der Wind mußte sich während der Nacht gelegt haben, denn es ließ sich nicht das geringste Brandungsrauschen hören.

Indem der gewesene Strandvoigt sich auf seinem Lager streckte und reckte, sann er über die Traumbilder der vergangenen Nacht nach, von denen einzelne ihm noch so deutlich vorschwebten, als wären es wirkliche Erlebnisse. Dabei ward ihm bang und immer bänger. Er richtete sich auf und sah sich um, die

weißen Vorhänge vor seinem Bett zurückschiebend. Dora würde sich vor dem Blick des Vaters entsetzt haben, wäre sie jetzt plötzlich in's Zimmer getreten. Oluf sah aus wie ein Mensch, der eine furchtbare Erscheinung gehabt hat.

„Nein", sagte er nach einer Weile, sich wieder zurücklegend, „es hat mir doch nur geträumt!... Theide Ocken ist ja verreist, und die Fluth erlaubt nicht, daß sie so hart am Strande graben!... Aber ich will mich aufmachen und nachsehen, wie die Wogen das Vorland zugerichtet haben.... Ist's schlimm, so thun ein paar nächtliche Spatenstiche das Uebrige!... Nachher können sie wühlen, so lange sie wollen, sie können doch nichts finden..."

Oluf Borstel stand auf und kleidete sich an. Aber es war ihm entschieden nicht wohl; in kurzen Zwischenräumen überrieselte es ihn eiskalt, als stände er unter einem Sturzbade.

Die Morgenpfeife, welche Dora ihm brachte, als sie des Vaters ansichtig ward, schmeckte ihm nicht. Er ließ sie schon nach den ersten Zügen verdampfen. Aber trotz seines Unwohlseins hielt es ihn doch nicht im Hause. Wie immer gekleidet erstieg er die Deichkrone. Das trübe Gewölk, welches in den letzten Tagen den Himmel verfinstert hatte, war dünner und durchsichtiger geworden. Die See hob sich in regel-

mäßigen langen Schwellungen, ohne weiß glänzende Wellenkämme zu zeigen. Hin und wieder schimmerte die graue Masse wie geschmolzenes Silber, wenn die Morgensonne durch die Wolken brach und ihr Licht über die Wogen ausgoß.

Die Möven schossen in hohen Bogen durch die Luft und glichen in ihrem weißen Gefieder fliegenden Lichtfunken.

Oluf Vorstel war dieser Anblick nichts Neues. Er hatte ihn zahllose Male in seinem Leben gehabt und niemals besondere Regungen dabei empfunden. Auch heute ließ dies gandiose Bild der Unendlichkeit, welches die See uns darbietet, den alternden Mann gleichgiltig; nur ein einziger Gegenstand am fernen Horizonte, rechts vom Feuerthurm der kleinen Sandinsel, welche in der Entfernung etwa einer Stunde sich vor dem niedrigen Festlande aus dem Meere erhob, fesselte seine Aufmerksamkeit. Es war ein Schiff, das mit vollen Segeln dem Lande zusteuerte. Einige Minuten genügten, um Oluf Vorstel die Nationalität, der das Fahrzeug angehörte, errathen zu lassen. Gleichzeitig erkannte er auch an der Takelage das Schiff als eine Schoonerbrigg. Wieder fühlte er ein Frösteln durch seine Glieder rieseln, das sich stärker und öfter wiederholte, je näher das Schiff kam. Es tauchten Erinnerungen in der Seele Vorstels auf, die ihn

ängstigten, und das bange Gefühl, dessen er nicht Herr werden konnte, verlor sich erst, als die Schoonerbrigg im Angesichte des Landes eine Wendung machte und in der Entfernung einer Seemeile die Küste entlang nordwärts segelte.

Jetzt stieg Vorstel die schräge Außenwandung des Deiches hinunter auf das Vorland. Es war von massenhaften Tangauswürfen überschüttet, an vielen Stellen von den Fluthen zerrissen, und hin und wieder hatte sich ein Wassertümpel gebildet, der durch eine schmale Rinne mit dem Meere zusammenhing. Jede stärkere Woge machte ihren Einfluß auf diese Ausspülungen bemerkbar, selbst zur Ebbezeit; mit der steigenden Fluth mußten demnach durch die Gewalt der Brandung auch bei windstillem Wetter die Ausspülungen sich noch mehr vertiefen.

Oluf Vorstel nahm diese Stellen am Strande sehr genau in Augenschein, untersuchte sie, so gut sich das in der Schnelligkeit thun ließ, und schien alsbald auch einen Entschluß zu fassen. Wahrscheinlich würde er sich noch länger an dem gefährdeten Vorlande aufgehalten haben, hätte er nicht in der Ferne den Deichgrafen in Begleitung mehrerer Männer, unter denen sich auch einige Strandvögte, die entfernter wohnten, befanden, langsam über den Deich fortschreiten sehen. Kein Zweifel, der Deichgraf unterzog den ganzen,

viele Meilen langen Seedeich einer genauen Besichtigung, um sich in Person von den Verwüstungen des letzten dreitägigen Sturmes zu überzeugen. An den Flaggenstangen, die hie und da auf dem Deiche aufgepflanzt waren, konnte Oluf Borstel sehr gut die Punkte erkennen, wo der Seedeich einer Ausbesserung bedurfte.

Der frühere Strandvoigt fühlte kein Bedürfniß, mit dem Deichgrafen zusammenzutreffen. War es doch dieser stolze vornehme Mann gewesen, der ihn einen, wie er sich später oft gestand, übereilten Schritt hatte thun lassen. Zudem wußte er, daß der umsichtige, strenge Beamte sich in der unmittelbaren Nähe gerade seiner Wohnung länger noch als anderwärts aufhalten werde und auch hier einen Flaggenstock in die Deichkrone werde stoßen lassen.

Noch hatten die allem Anscheine nach sehr beschäftigten Männer ihn nicht erblickt. Oluf bückte sich ein wenig und schlich wie ein Mensch, der eine schwere Last trägt, nach der Stiege, die er behend hinabglitt. An seiner Wohnung angekommen, begab er sich in das kleine, schlecht gehaltene Gärtchen, wo eine dichte Jasminlaube ihn den Blicken der über den Deich Fortschreitenden verbarg, während er dieselben bequem beobachten, vielleicht auch etwas von ihren Gesprächen erlauschen konnte.

Wirklich blieb der Deichgraf mit seinen Begleitern in der Gegend der Unterwaschungen stehen. Die Männer hielten eine länger dauernde Berathung, deren Inhalt jedoch dem vor innerm Frost zitternden Borstel verborgen blieb. Einmal verschwand die Gestalt des Deichgrafen auf längere Zeit hinter dem Deiche, und aus dem eiligen Hin- und Hergehen der übrigen Männer auf der Krone desselben schloß der gewesene Strandvoigt, daß dieselben bestimmten, von ihrem Vorgesetzten erhaltenen Weisungen Folge leisteten. Als er später wieder auf der Höhe sichtbar ward, zeigte er mehrmals nach Oluf Borstels vernachlässigter Wohnung. Einmal ballte der alte Herr sogar die Hand, als ob er dem eigensinnigen Bewohner des Hauses hinter dem Deiche drohe.

Bei dieser Handbewegung zuckte ein schadenfrohes Lächeln über Olufs Gesicht.

„Ganz recht“, sprach er zu sich selbst. „Du triffst den Nagel auf den Kopf; aber es hilft Dir nichts! Ich stehe schon lange außerhalb der Schußlinie, und wer mich treffen wollte, müßte es klüger anfangen, als Du, mein Herr Deichgraf. Hast Du Grund zu Tadel und Vorwürfen, so ist Theide Ocken jetzt der rechte Mann, an den Du diese Waare zu guten Preisen absetzen kannst! Ich denke nur, die Fluth ist

bedeutend klüger gewesen als Du, und was Du beabsichtigst, wird wenig nützen."

Zweimal schon hatte während dieses Selbstgespräches Oluf Vorstels der Deichgraf seinen Fuß auf die Stiege gesetzt, die zum Hause des früheren Strandvoigtes hinabführte; seine Begleiter hielten ihn aber beide Male zurück, und aus den lebhaften Gesticulationen derselben war abzunehmen, daß sie den Beamten von einem Vorhaben abzubringen sich angelegen sein ließen, von dem sie glauben mußten, es könne nichts nützen. Endlich ließ sich auch der Deichgraf bedeuten; statt einer Flagge wurden aber jetzt drei auf der Krone des Deiches aufgepflanzt, worauf die Gesellschaft weiter ging.

Nun erst verließ Oluf Vorstel seinen Versteck und betrat seine Wohnung wieder. Er lächelte fortwährend; aber kein Wort kam über seine Lippen. Um Dora nicht Rede stehen zu müssen, die mit steigender Angst von ihrem Fenster aus das Gebahren der Männer beobachtet hatte, zog er sich sogleich in seine Kammer zurück. Er sagte nur die Wahrheit, wenn er behauptete, daß er sich äußerst unwohl fühle und deshalb allein zu sein wünsche.

Dora hatte ebenfalls kein Bedürfniß, sich mit dem Vater zu unterhalten, weshalb sie ihn auch nicht einmal durch eine Frage störte.

Oluf schlief nicht, obwohl er mit geschlossenen Augen auf seinem Ruhebette lag. Theils ließ ihn das Fieber, das immer mehr Besitz von ihm nahm, theils die Aufregung keine Ruhe finden. Ungeduldig zählte er die Viertelstunden, ja die einzelnen Taktschläge der Uhr, bis der Schatten des Deiches, welcher gegen das Haus fiel, die Nähe des Sonnenunterganges verkündigte.

Oluf Vorstel raffte sich wieder auf, obwohl er noch immer fieberte. Er hatte den ganzen Tag nichts genossen und auch jetzt war er unschlüssig, was er thun solle. Der Genuß eines stärkenden Trankes schien ihm das Zweckmäßigste zu sein. Er rief Dora und bestellte bei ihr, was er wünschte.

„Später gehe ich aus," setzte er hinzu. „Wann ich wiederkomme, hängt von den Umständen ab. Verriegele die Thür nicht; aber warte auch nicht auf mich, und vor Allem unterstehe Dich nicht, das Haus zu verlassen! Es kann Mitternacht herankommen, ehe ich meine Geschäfte abgethan habe."

Dora hätte dem Vater, dessen Aussehen ihr bedenklich vorkam, gern Vorstellungen gemacht und von allem Ausgehen abgerathen; weil sie aber längst schon aus Erfahrung wußte, daß Bitten immer das gerade Gegentheil von dem zur Folge hatten, was man beabsichtigte, zog sie es vor, ihn noch in seinem Vorsatze zu bestärken. Einige Male hatte ein solches

Zustimmen einen Umschlag in seiner Stimmung bewirkt. Heute indeß war Oluf den Bemerkungen seiner Tochter nicht zugänglich. Er verbot ihr sogar barsch den Mund und warf obenein noch die Bemerkung hin, nichts sei alberner und abgeschmackter, als wenn ein junges Mädchen eine eigene Meinung haben wolle und diese zum Ueberflusse auch noch des Breiteren ausspreche.

Es fiel Dora nicht auf, daß sich der Vater den alten Lootsenüberwurf anzog, den er in seinen Jünglingsjahren auf See getragen hatte. An der Thür schärfte er der Tochter nochmals ein, das Haus gut zu bewahren, wandte sich der Deichstiege zu und erklomm diese, worauf er den Weg nach dem Seekruge einschlug.

Hier aber erschien Oluf Borstel den ganzen Abend nicht. Schon bei der nächsten quer über den Deich laufenden Vergitterung stieg er nach dem Vorlande hinunter, ging bis an den festen sandigen Strand, den jede heranrollende Welle schäumend überspülte, und wandte sich dann wieder rückwärts der Gegend seiner Wohnung zu.

Oluf hielt auf diesem seltsamen Wege genau die Brandungslinie der Meereswogen ein und zwar so, daß seine Tritte im Sande von jeder berstenden Welle überspült wurden. So gelangte er ohne Hinderniß an

die Rinne, welche der letzte Sturm ins Vorland gerissen hatte. Es war dies jene scharfe Kante, wo die Fluth mit furchtbarer Gewalt anprallte und den Seedeich immer am ärgsten beschädigte. Schon in den letzten Stunden war die Rinne breiter und tiefer geworden, und obwohl nur eine mäßige Brise wehte, brachen sich die Wellen doch mit Macht an dem wenig geschützten Vorlande und rollten hoch aufspritzend bis zur Böschung des Deiches.

Der alte Strandvoigt rastete hier eine Weile und ließ seine Augen nach allen Seiten hin schweifen, um zu erspähen, ob sich wohl irgend wo etwas Lebendiges rege. Es war aber ringsum Alles still; außer dem Brausen der regelmäßig sich überstürzenden Wellen und dem Geschrei der Strandvögel ließ sich kein verdächtiges Geräusch hören. Da der Mond nicht schien und der noch immer bewölkte Himmel nur zeitweise einzelne Sterne durchschimmern ließ, herrschte eine so tiefe Dunkelheit, daß auch ein sehr scharfes Auge schon in geringer Entfernung nichts mehr unterscheiden konnte.

Oluf Vorstel lächelte, als er am Rande des eingespülten Priehles fortging, bis er die wehenden drei Fähnchen auf der Deichkrone undeutlich gewahrte. Gerade hier war der Fuß des Deiches von den Fluthen tief unterwühlt, so daß eine Höhle entstanden war, die Raum genug darbot, um allenfalls Jemand

zum Versteck dienen zu können. Es lag auf der Hand, daß diese Stelle dem hinter dem Seedeiche sich ausbreitenden Lande Gefahr drohe, wenn sich plötzlich ein neuer Sturm erhebe und die Meereswogen in brechenden Schauern gegen den Erdwall schleudere. Auch stellte es sich heraus, daß die hier vorgenommenen Arbeiten schon lange sehr vernachlässigt worden waren. Früher hatte man das nicht bemerken können; erst die Unterwaschungen des jüngsten Sturmes machten es Sachverständigen bemerkbar. Daher die drohende Handbewegung des Deichgrafen, die Vorstel gesehen hatte und sehr gut zu deuten wußte. Was sich an die gemachte Entdeckung knüpfen könne, darüber ließen sich mancherlei Vermuthungen aufstellen. Oluf Vorstel war nicht wohl, wenn er an die Möglichkeit einer genauen Untersuchung des Deiches dachte, und nur aus diesem Grunde trat er jetzt, häufig von einer Brandungswelle mit salzigem Schaum überschüttet, in die ausgewühlte Höhlung und begann, immer das Rauschen der Wogen abwartend, mit Aufwendung aller seiner Kräfte zu arbeiten.

Es störte den unheimlichen Arbeiter kein Mensch in seinem nächtlichen Thun. Obwol ihn bisweilen das Fieber schüttelte, ließ er sich doch nicht abhalten. Der Schweiß rann ihm stromweise von der Stirn, während er mit bloßen Händen im Erdreich wühlte.

Diese Beschäftigung setzte er bis nach Mitternacht fort. Wahrscheinlich würde sie Oluf Borstel auch noch jetzt nicht aufgegeben haben, wären die Wellen nicht höher geworden und hätten mit gewaltigen Schlägen das gelockerte Erdreich im Innern des Deichwalles zerrissen.

Der fiebernde Mann verließ jetzt den nicht mehr gefahrlosen Ort. Die Brise war mit der anschwellenden Fluth stärker geworden, und da bis zu Eintritt der Ebbe noch einige Stunden verstreichen mußten, konnte das Wasser, wie er wünschte, sein heimlich begonnenes Werk vortrefflich fördern.

Als der Meerwind jetzt über sein schweißtriefendes Haar hinfuhr, durchschüttelte es Oluf Borstel eisig kalt. Dennoch vergaß er nicht die nöthige Vorsicht. Er ging, immer im Brandungsschaume bleibend, den Weg, den er gekommen war, wieder behutsam zurück, bis er hartes Kiesgeröll unter seinen Sohlen fühlte. Da erst bog er ein auf das grasige Vorland, ging nach der nächsten Vergitterung des Deiches, überschritt diesen hier und stieg auf der andern Seite sofort wieder in das fruchtbare Tiefland hinab. Als er endlich todtmüde und von starkem Fieberfrost geschüttelt sein Haus wieder erreichte, schlug die Uhr mit der segelnden Kuff die zweite Morgenstunde in ihrer gewohnten monotonen Weise.

Dora wachte; aber sie wagte kaum leise aufzuseufzen, als sie den schweren Tritt des heimkehrenden Vaters vernahm. Oluf zündete kein Licht an. Er warf die Kleider rasch ab und streckte sich auf sein Lager, wo er vor Ermattung bald in unruhigen Schlaf sank.

6.

Im Fieber.

Der nächste Morgen brach für Dora sehr traurig an. Ihr Vater erwachte nur, um sinnlose oder unzusammenhängende und unverständliche Worte zu sprechen. Dabei zeigte er eine Unruhe, eine Angst, die das Schlimmste befürchten ließ. Bald hatte er mit Theide Ocken, bald mit dem Deichgrafen zu schaffen, die er Beide von dem Seedeiche abzuwehren sich in seinen Fieberphantasieen vergebliche Mühe gab. Dann wieder nahm er die Haltung eines Lauschenden an, sprach von strandenden Schiffen, hörte den Hilferuf mit den Fluthen ringender Frauen und ward erst wieder etwas ruhiger, wenn er das Schurren einstürzenden Erdreiches zu vernehmen glaubte.

„Nur Wasser, viel Wasser!“ rief er unzählige Male, schloß die fieberglühenden Augen und begann nach kurzem Schweigen in derselben Weise fortzuphantasiren.

Dora hätte gern Hilfe herbeigerufen; aber sie getraute sich nicht, den fiebernden, offenbar schwer kranken Vater allein zu lassen. So blieb sie traurig neben dem Lager des Kranken sitzen, bis der Mittag herankam. Da klopfte es und Abel, der Wirth des Seekruges, trat ein.

Dora eilte dem ihr wohl bekannten Manne entgegen, als sei ihr ein Rettungsengel erschienen.

„O helft, helft mir, Abel!“ rief sie dem Eintretenden zu. „Der Vater ist krank geworden, und wenn er so krauses Zeug durcheinander spricht, wird mir so bange, so furchtbar bange! . . .“

Abel war kein Seelenarzt und Jemand in wirklicher Noth zu trösten, ihm völlig unmöglich. Er betrachtete den kranken, erschöpften Mann, der mit geschlossenen Augen und zuckenden Lippen dalag. Nach einer Weile erfaßte er die Hand des Kranken und sagte:

„Das hast du dumm gemacht, Oluf, sehr dumm!“

Dieser erkannte die Stimme Abels, und vertieft in seinen Phantasieen gab er zur Antwort:

„Nur ein paar starke Wogen noch und Alles ist vorüber!“

„Da haben wir's!“ sprach der Inhaber des Seekruges ganz verzweifelt. „Er gibt sich selber an, ehe noch Einer von den Rechten ihm scharf zusetzt!“

Während Dora den Sprechenden scharf ansah, beugte sich dieser über den Kranken und raunte ihm mit lauter, auch für Dora deutlich vernehmbarer Stimme zu:

„Du mußt schweigen, Oluf, und Dich taub oder albern stellen! Das Loch im Deiche ist eben eingestürzt, und was man da gefunden hat, will man Dir zur Last legen! ... Aus Freundschaft, Oluf, bin ich hergelaufen, ehe der Herr Deichgraf und die Rathmannen kommen, um Dir einen Zinken zu stecken ... Tritt in die Stiefeln und kneife aus! Der Theide Ocken ist auch wieder da. Sein bestes Boot liegt unterhalb des Seekruges in der Schilfwehle! ... Wenn Du da unterkriechen kannst, ehe die Herren kommen, die eben eine Herzstärkung bei mir einnehmen, wird er gewiß gern schweigen von Allem, was er weiß. Er bringt Dich bis an den Feuerthurm. Dort liegt eine genuesische Schoonerbrigg, die einen Lootsen sucht, aber etwas knapp bei Gelde zu sein scheint. Wenn Du an Bord derselben gehst, und das Steuer in die Hand nimmst, kommst Du den Herren ganz aus Sicht, und zuletzt vergessen sie, was sie Dich fragen wollten!"

Bei Erwähnung der Schoonerbrigg richtete sich Vorstiel schnell auf und heftete seine gläsernen, wasserblauen Augen fest auf Abel.

„Ganz recht," sprach er, „es war eine Schoonerbrigg, die in den Grund segelte, weil — weil der Steuermann das Signal falsch verstand . . . Meinen Südwester, Dora, den Sturmmantel und den Taschencompaß! . . . Ich will gleich an Bord, daß ich das griechische Weib beruhige, die immerfort so abscheulich schreit! . . ."

Ehe es Jemand hindern konnte, hatte der Kranke sein Lager verlassen und den über demselben hängenden Südwester schon auf sein struppiges Haar gestülpt. Dora rang vor Angst und Furcht die Hände, denn sie wußte sich die wirre Rede ihres Vaters eben so wenig wie die unklaren Winke Abels zu deuten.

„Sturm! Weststurm muß aufspringen!" fuhr der Fieberkranke fort, mit den Armen den Sturmmantel umfassend. „Weststurm bricht die Krone ein, und was auf der See treibt, ist keines Menschen Eigenthum!"

Von Fieber geschüttelt sank Oluf Borstel dem Wirth des Seekruges kraftlos in die Arme.

„Wie dumm, wie erzdumm!" rief dieser völlig rathlos. „Wenn Du nicht segeln kannst, Oluf, so stecken sie Dich ohne Gnade und Barmherzigkeit einer längst vermoderten Geschichte wegen ins Loch. Ich hab's mit eigenen Ohren gehört, wie der gelehrte Herr Deichgraf den Rathmannen die ganze verzweifelte

Sache auseinandersetzte! . . . Sie werden Dir mit Kreuz- und Querfragen zu Leibe gehen, bis Du den Cours verlierst und zwischen Klippen völlig rathlos und verlassen hängen bleibst!"

„Sturm und Hochfluth!" murmelte Oluf halb bewußtlos vor sich hin, den Mantel anziehend, wobei Abel ihm behilflich war. Dann tastete er nach seiner Tochter, indem er in freundlicherem Tone sagte:

„Führe mich, Dora, und kehre nachher wieder um! ... Der Theide rudert . . . er treibt mich durch die Brandung... Du bist doch meine einzige Erbin... Wenn das Haus unter dem Schwalle bricht, hab' Acht auf die Stiege am Deich!"

Das geängstigte Mädchen leistete dem irre redenden Vater mechanische Hilfe, obwohl sie dem Vorschlage Abels nicht ganz beipflichten konnte. Sie begriff nur, daß ihrem Vater ein Unglück drohe, an dem er zum Theil selbst Schuld sein möge, und da sie als Kind nur darauf bedacht war, den Bedrängten in Sicherheit zu bringen, machte sie keine Einwendungen.

Es verging indeß mehr Zeit, als Oluf zu verlieren hatte. Das Drängen Abels fruchtete nichts. Es schien, der ehemalige Strandvoigt wollte noch etwas vollbringen, worauf er sich in seiner Zerstreutheit nicht besinnen konnte. Da sagte Abel plötzlich niedergeschlagen:

„Da sind sie schon! Nun können wir die Hände ruhig in den Schooß legen!“

Um die Ecke des vernachlässigten Hauses bogen eine Anzahl Männer, an deren Spitze der Deichgraf ging. Sie traten ohne anzuklopfen in Haus und Zimmer. Der Deichgraf aber näherte sich Oluf Borstel und legte seine Hand auf dessen Schulter.

„Du bist mein Gefangener, Borstel,“ sprach er zu dem fieberkranken Manne. „Was das Gerücht seit langen Jahren behauptete, was ich bisweilen zweifelnd vermuthete, ist durch Dich selbst und Dein wahnsinniges Thun ans Licht gekommen! Folge uns! Wohl Dir, wenn Du weniger verschuldet hast, als ich zur Zeit annehmen muß. Für Dein Kind wird gesorgt werden! Dora findet ein Unterkommen in meinem Hause, bis der Proceß, der über Deinem Haupte schwebt, beendigt ist!“

Bei diesen Worten des Deichgrafen verließen Dora die Kräfte. Sie sank einem der Rathmannen in die Arme und athmete geraume Zeit ganz unhörbar. Später erholte sie sich jedoch wieder und richtete sich gefaßt auf.

Oluf Borstel hatte den Deichgrafen ruhig aussprechen lassen. Jetzt knöpfte er seinen Sturmmantel über der Brust zu, drückte den Südwester fester in den Nacken und sagte, die gläsernen Augen bald auf

seine Tochter, bald auf die eingedrungenen Männer richtend:

„Zeigen Sie mir nur den Weg, Herr Deichgraf; ich bin bereit zu folgen; aber halten Sie die Steuerpinne fest, sonst rennen wir allesammt ins Verderben!“

„Der Mann ist krank, Herr Deichgraf,“ warf Abel ein, den Oluf Vorstel wahrhaft dauerte. „Das Fieber schüttelt ihn; er weiß nicht, was er sagt.“

Der Deichgraf konnte nicht bestreiten, daß der Besitzer des Seekruges die Wahrheit sage; dennoch aber durfte er einen Mann, gegen dessen früheres Leben sich schwere Beschuldigungen erhoben, nicht auf völlig freiem Fuße lassen. Oluf Vorstel konnte ja leicht Herr des Fiebers werden, das jetzt seine Gedanken verwirrte, und wenn er sich dann klar ward über die bedenkliche Lage, in die er durch eigene Schuld gekommen, ließ sich bei dem Eigensinn des hartnäckigen, resoluten Mannes annehmen, daß er die erste Gelegenheit, seine Person in Sicherheit zu bringen, benutzen werde.

Unter diesen Umständen entschloß sich der Deichgraf zur Bewachung des Leidenden in dessen eigenem Hause. Oluf selbst erhob keinen Widerspruch. Er war augenblicklich völlig unzurechnungsfähig und sprach die widersinnigsten Dinge durcheinander, die einem

mißtrauischen Hörer freilich Anlaß zu gar sonderbaren Voraussetzungen und Anknüpfungen geben konnten.

Dora, die unter diesen betrübenden Ueberraschungen völlig rathlos dastand, gewährte die Rückkunft Theide Ockens einige Beruhigung Sie athmete leichter auf, als sie den geliebten Freund, an dessen wohlwollender Gesinnung sie niemals gezweifelt hatte, wiedererblickte. Aber sie dachte zuerst nicht an sich, sondern nur an den leidenden, unglücklichen Vater. Zu diesem führte sie den jungen Strandvoigt, indem sie mit flehender Stimme zu ihm sagte:

„Nimm Dich des armen Verlassenen an, Theide! Es wird dir's Niemand verargen. Mag mein Vater auch gefrevelt haben, was ich nicht weiß, er leidet jetzt und bedarf des Trostes. Sobald er seiner Gedanken wieder mächtig ist, wird er Dir gewiß freundlicher begegnen, als bei Deinem letzten Zusammentreffen mit ihm!“

Theide Ocken schloß das Mädchen in seine Arme. Dann wandte er sich an den Deichgrafen.

„Ich stehe mit meinem Leben ein für Oluf Borstel,“ sprach er. „Nehmen Sie diese meine Bürgschaft an?“

Der Deichgraf reichte dem Strandvoigt die Hand.

„Von mir auch dürfen Sie jeden Aufschluß erwarten, den ich in Bezug auf die Entdeckung im Seedeiche geben kann. Der Ausflug nach der Insel war nicht

ohne Nutzen. Ich erfuhr mehr, als ich erwartete, und ich zweifle nicht, daß Oluf Borstel, kehrte ihm die volle Besinnung wieder, meine ihn und seine Vergangenheit betreffenden Aussagen wird Lügen strafen können!"

Der Deichgraf befahl seinen Begleitern, das Haus Borstels zu verlassen. Diesen hatte das Fieber schon wieder aufs Lager geworfen.

„Ich bitte um Deine Mittheilung, Ocken," sagte der Deichgraf. „Wir kommen eher zum Ziele, wenn ich mich auf Thatsachen stützen kann, die sich beweisen lassen."

7.

Aus der Vergangenheit.

Oluf Borstel fiel in eine lange und schwere Krankheit, die ihn mehrmals dem Tode nahe brachte. Ohne die sorgsame Pflege Dora's, die von ihr Wohlwollenden kräftig unterstützt ward, hätte der kranke Mann diesen Sturm wohl schwerlich überstanden. Endlich trat die Krisis ein, und der gänzlich Erschöpfte begann sich langsam wieder zu erholen.

Während dieser ganzen Zeit konnte Oluf Borstel keinem Verhör unterworfen werden. In seinen Phantasieen aber beschäftigte er sich viel mit der Vergangenheit, nur daß Wirkliches und Eingebildetes so bunt durch einander schwirrte, daß sich Niemand ein klares Bild aus diesen verworrenen Mittheilungen des Kranken entwerfen konnte.

Inzwischen wurden unter Theide Ockens specieller Aufsicht die Arbeiten an dem hart beschädigten See=

deiche ernstlich in Angriff genommen. Es mußte eine bedeutende Strecke desselben gänzlich abgetragen werden, weil sich die innere Füllung des gewaltigen Erdwalles nicht haltbar erwies. Bei Erhöhung desselben, die Oluf Borstel vor längeren Jahren an dieser Stelle als durchaus nothwendig bevorwortet hatte, war man nicht mit der nöthigen Vorsicht zu Werke gegangen, so daß der ganze Deich eine ziemlich lockere Masse bildete, die dem Anprall der Wogen längst gewichen sein würde, hätte nicht die äußere Umstrickung und die Beschützung des Vorlandes die Kraft desselben gebrochen. Ob nun Sorglosigkeit oder wirkliche Unkenntniß Schuld sein mochte an diesem mangelhaften Deichbau, wäre schwerlich zu ermitteln gewesen, hätte nicht Oluf Borstel selbst durch sein auffallendes Gebahren Anlaß zu Gerüchten gegeben, die ihn mannichfach gravirten. Er hatte sich wiederholt gerühmt, Deichreparaturen weit billiger herstellen zu wollen, als der Anschlag von Seiten Sachverständiger gemacht wurde. Unaufgefordert sprach er von nutzloser Geldvergeudung bei Bauten, die doch einmal zusammenstürzen müßten, weil sich die Natur nie straflos meistern lasse. Befragt, wie er diese seine Behauptung beweisen wolle, machte er die Stelle des Deiches in unmittelbarer Nähe seiner Wohnung namhaft und suchte durch geschickte Auseinandersetzungen darzulegen,

daß früher oder später ein Deichbruch stattfinden müsse und daß, weil der Deichgraf und die übrigen klugen Herren nicht auf ihn hören wollten, er eigentlich ein Recht habe, entweder Schadenersatz zu fordern, wenn das angedeutete Ereigniß dereinst eintrete, oder sich im Voraus bezahlt zu machen.

Derartige Aeußerungen kamen, da Oluf Borstel sie öfters wiederholte, denen zu Ohren, gegen welche sie gerichtet waren. Der rücksichtslose, eigensinnige Mann ward zur Rede gestellt und ihm jede fernere ungehörige Kritik der ihm anbefohlenen Arbeiten untersagt, mit der Bemerkung, man werde ihn von jetzt an schärfer überwachen, damit er pünktlich seine Pflicht thue.

Diese Verwarnung, welche der Deichgraf dem als tüchtig bekannten Mann unter vier Augen gab, besserte Oluf Borstel nicht. Als mache es ihm Vergnügen, das gerade Gegentheil von dem zu thun, was ihm zukam, vernachlässigte er den Deich noch auffallender als bisher, ja er ließ gerade an solchen Stellen, die eines dreifachen Schutzes bedurften, Arbeiten vornehmen, welche eher für eine Schwächung als für eine Stärkung der so nothwendigen Schutzwehr gegen Sturm und Wogendrang gelten konnten. Dabei warf er Aeußerungen hin, wie: „Je eher der Deich bricht, desto besser fürs Land! Er muß dann eine andere

Richtung erhalten, und wir können sie nicht abschlagen, ein neues Haus zu bauen! Wasser, viel Wasser ist die Hauptsache! Fluthen, die das Land ersäufen, sollen mich und meine Kinder mit Gold und Edelsteinen überschütten!"

Trotz dieser seltsamen Redensarten, die im Munde eines Beamten doppelt auffallen mußten, blieb Oluf Vorstel unbehindert in seiner Thätigkeit, und man hätte ihm wohl auch noch länger in Berücksichtigung der Verhältnisse durch die Finger gesehen, wäre nicht ein Ereigniß eingetreten, das bald darauf unglaublich viel von sich reden machte.

Es war um die Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche. Anhaltend starkem Wehen folgten jene orkanartigen Stürme, welche um diese Jahreszeit die Küstengegenden der nördlichen Meere regelmäßig heimsuchen und Ursachen häufiger Strandungen ansegelnder Schiffe werden. In solchen Zeitabschnitten ist es Pflicht der Strandvögte, den die Küsten umgürtenden Deichen größere Aufmerksamkeit zuzuwenden und überhaupt den Strand scharf zu überwachen. Weder Tag noch Nacht darf ein gewissenhafter Mann in so schwerer Zeit sich der Ruhe hingeben. Er hat auf jedes Signal zu achten, das vom Meere aus das Land erreicht und Hülfe für Nothleidende erheischt, und kommt ihm die Kunde von einer vorgefallenen Strandung zu Ohren,

so hat der Strandvoigt die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um antreibendes Strandgut zu bergen, damit es nicht die Beute habgieriger und gewissenloser Menschen wird, deren es noch immer einzelne an den Seeküsten gibt. Beraubung des Strandes ist nicht mehr Sitte wie in früheren Zeiten; sie kommt aber eben so wie andere Verbrechen hier und da noch vor und bildet für verwilderte Seeanwohner einen Erwerbszweig wie der Straßenraub für den sittenlosen Sohn der Binnenländer.

In einer finstern Octobernacht erreichte der Sturm eine Höhe, die alle Punkte der flachen Küste mit ungeheuern, weit über Haushöhe sich aufgipfelnden Brandungen überschüttete. Dabei war die Luft dick durch das niedrig ziehende Gewölk und ein Ausblick auf das stürmende Meer fast unmöglich. Die Leuchtfeuer schimmerten nur wie mattrothe Kreise durch die neblige Atmosphäre und waren jedenfalls auf hoher See nicht weit sichtbar.

Am Lande fürchteten Viele eine gefahrdrohende Beschädigung der Deiche, und um einem solchen Unheile womöglich vorzubeugen, schafften zahlreiche Hände Unmassen von Sandsäcken nach denjenigen Stellen, welche am leichtesten von der Fluth überspült und dadurch gebrochen werden konnten. Nur Oluf Borstel, der gleich einer regungslosen Statue am Gitter seiner

Treppe die meiste Zeit des Tages gelehnt und mit dem Fernrohr auf das entsetzlich schäumende Meer ausgelugt hatte, rührte keine Hand, um die scharf vorspringende Kante des Seedeiches, an welcher die Brandungen wie ein Rudel weißer Bären unaufhörlich aufsprangen, zu schützen. Mit anbrechender Dunkelheit verließ er sogar seinen Standort, und es konnte nicht bestimmt ermittelt werden, ob er sich während der Nacht noch einmal auf die umstrudelte Krone des Deiches hinaufgewagt hatte. Oluf selbst läugnete hartnäckig, den Deich während der Nacht betreten zu haben. Ein starker junger Bursche nur, der schon als Leichtmatrose eine Reise nach Westindien gemacht hatte und damals in seinem Hause lebte, war zu verschiedenen Malen während der schweren Sturmnacht auf den Deich geschickt worden, immer nach Verlauf einer halben Stunde mit guten Nachrichten zurückgekehrt, zuletzt aber ausgeblieben. Es ergab sich später, daß den kecken, etwas waghalsigen jungen Mann wahrscheinlich eine ungewöhnlich hohe Sturzsee beim Beschreiten des Deiches erfaßt und in die tobende Brandung hinuntergerissen haben mochte. Man fand den Leichnam des Ertrunkenen erst mehrere Wochen später in meilenweiter Entfernung von dem Orte, wo er verunglückt war.

Unter den mancherlei Unglücksfällen jener Nacht machte am meisten der Schiffbruch einer Schoonerbrigg

von sich reden, die mit Mann und Maus auf dem hohen Sandwatt unterging, das sich von der scharfen Kante des Seedeiches westwärts gegen drei Seemeilen weit ins Meer hinein erstreckte. Dies Ereigniß würde an sich wenig beachtet worden sein, da ähnliche Fälle oft vorkommen; nur die eigenthümlichen Nebenumstände, unter denen es sich zutrug, und welche ohne Ausnahme alle Seeanwohner kannten, waren Ursache, daß der Schiffbruch der „Antilope" in gewisser Hinsicht sich in ein epochemachendes Ereigniß umgestaltete.

Die Richtung des Windes trieb Wolken und Wogen gerade dem Hause Oluf Borstels zu. Es war kein Geheimniß, daß bei solcher Windrichtung Töne vom Meere her nirgends deutlicher vernommen wurden als in der Umgegend von Borstels geschützt hinter dem Deiche liegenden Hause. Selbst die ungeheure Gewalt des Orkanes und die Wuth der brüllenden Brandungen verwehte solche Töne nicht, sondern ließ sie nur langsamer über dem Tieflande aushallen.

Nun hatten die Deichbewohner in jener so vielen Seglern verhängnißvoll gewordenen Sturmnacht überall, wo sie versammelt waren, um den Deich gegen die Fluth zu vertheidigen, mehrmals den rothen Feuerschein aufblitzender Geschütze wie große Irrlichtflammen aus dem heulenden Meerschaum aufzucken sehen. Jeder Einzelne wußte, daß ein Schiff sich in

großer Gefahr befand und daß es in seiner Noth zum letzten Mittel, das vielleicht Rettung bringen konnte, seine Zuflucht nahm. Den Widerhall der Nothschüsse hörten die Männer auf den entlegeneren, der Richtung des Windes abgekehrt liegenden Deichabschnitten nicht; auch das Fahrzeug war bei der starken Finsterniß nicht zu entdecken.

Dennoch versuchten die unerschrockensten Seeleute, von erfahrenen Lootsen angeführt, an drei verschiedenen Stellen, wo die Wucht der Brandungen sich in kurzen Pausen mehr als anderwärts brach, stark gebaute Rettungsboote flott zu machen, ein Unternehmen, das indeß völlig mißglückte und alle Betheiligten mehrmals in Lebensgefahr brachte. Das Jammern der Kinder, das Flehen der Mütter, die händeringend auf dem Deiche lagen, und den Schutz des Himmels für die unerschrockenen, todesmuthigen Männer anriefen, erschütterte diese endlich in ihrem menschenfreundlichen Vorhaben. Entmuthigt gaben sie das Unmögliche auf, starrten offenen Auges mit kummervollen Mienen hinaus aufs Meer und gewahrten mit Entsetzen, daß das blitzende Aufleuchten schon nach anderthalb Stunden in den gipfelnden Wogen erlosch.

Wohl wissend, daß in so angstvollen Stunden jeder Einzelne fest auf seinem Posten ausharren muß, erwartete kaum der Nächste von dem Nächsten Unter-

stützung. So viel Zeit aber fanden die Anwohner der Küste doch, daß sich die einzelnen Truppen auf dem Deiche in Verbindung mit einander setzten und sich das Wissenswertheste oft nur durch kurze Signale mittheilten. Diese Signale flogen von einem Ende des Seedeiches zu dem andern und erreichten mithin auch die Ecke, in welcher das Haus des Strandvoigtes Oluf Borstel lag. Altem Gebrauche nach ward jedes Signal von dem, dem es zugesendet wurde, in vorgeschriebener Weise erwidert. Alle fügten sich gern dieser uralten, zweckmäßigen Sitte, die ein gemeinsamer Rettungsanker für Tausende werden kann, wenn Jeder unverweilt seine Pflicht treulich erfüllt. Nur Oluf Borstel hüllte sich auf drei an ihn ergangene Signale in unverbrüchliches Schweigen.

Die Vermuthung, der als tüchtiger Seemann bekannte Strandvoigt habe schon seine Pflicht gethan und Anstalten zur Rettung der Hülfsbedürftigen getroffen, lag nahe. Wußten doch alle Küstenbewohner, daß Oluf Borstel ein sonderbar gearteter Charakter war, der am liebsten ganz auf eigene Faust handelte und die Dinge in der Regel anders angriff, wie andere Leute. Diese Annahme hatte schon deshalb große Wahrscheinlichkeit für sich, weil die in längeren Pausen abgefeuerten Nothschüsse der „Antilope“, wenn überhaupt irgend wo, am ehesten und deutlichsten

in der Nähe von Oluf Borstels Wohnung gehört worden sein mußten.

Mit angstvoller Erwartung sah Jedermann dem grauenden Tage entgegen. Durch die Anstrengung Hunderter war es gelungen, den Deich an allen bedrohten Orten gegen die anprallenden Fluthwogen zu vertheidigen. Es war nirgends eine Ueberspülung vorgekommen; man hatte kein Menschenleben zu beklagen. Aber die Küste bot nach Sonnenaufgang, so weit das Auge reichte, einen schauerlich wüsten Anblick. Hier sah die Wandung des Deiches wie eine von zahllosen Kugeln durchlöcherte Erdschanze aus; dort gähnten tiefe Klüfte im eingewühlten Boden, in denen die Sturzseen unheimlich gurgelten. Auf dem Vorlande trieben Schiffstrümmer — Gebälk, Planken, Raaen, Segelfetzen, zerrissenes Tauwerk in Menge an, als der Sturm in seinem Rasen nachließ und die See sich nach und nach beruhigte. Die Strandvögte hatten alle Hände voll zu thun, um das antreibende Gut, mochte es Werth haben oder nicht, zu bergen und dessen theilweise Entwendung zu verhindern.

Auch jetzt fehlte unter den am Strande Anwesenden Oluf Borstel. Der ganze Tag verging, ohne daß sich der seltsame Mann blicken ließ. Da entschlossen sich Einige, in seiner Behausung Nachfrage zu halten, indem sie von der Besorgniß beschlichen wurden, der

eigensinnige Oluf könne in dem Bestreben, den Schiffbrüchigen auf dem Sandwatt zu Hülfe zu eilen, selbst ums Leben gekommen sein.

Wie groß und allgemein aber war das Staunen Aller, als sie den Strandvoigt ruhig hinter dem Tische sitzen und seine Thonpfeife rauchen sahen. Es konnte nicht fehlen, daß die Bestürzten rasche Fragen an Oluf richteten, Fragen, die sich auf Ereignisse der schrecklichen Nacht und den Zustand der Küste bezogen.

Der eigensinnige Strandvoigt ließ sich kaum zu den dürftigsten Antworten bewegen, und diese Antworten lauteten wieder so seltsam, daß sie mehr als Einen erschreckten.

„Was geht mich ein Sturm an, der jedem vernünftigen Menschen mit der Mütze auch den Kopf fortfegt!“ — — „Ja, arbeiten, auf dem Deiche arbeiten, wenn der Erdboden unter ihm wackelt! Nee, Jungens, dat is nich mien Saak, dat gefallt mi nich! Een lütt Piep smeckt mi beter!“ — — „So, so! Also versupen sün etliche Lüt'? Slimm dat, sehr slimm, man wat geiht mi dat an? ... Ick bin man keen Watervagd.“

Solche und ähnliche Redensarten, bald in hoch-, bald in plattdeutscher Sprache, gingen Oluf Vorstel so leicht über die Lippen, als hätte er gar keine Pflichten in seiner Stellung als Strandvoigt zu erfüllen.

Von Nothschüssen wollte er nichts gehört haben, obwohl ein unbewachter Blick seiner Frau, die ein verkörpertes Bild der Angst war, den Gleichgiltigen Lügen strafte. Am Deiche, behauptete er ferner, habe er nichts zu vertheidigen gehabt, da die ungewöhnliche Heftigkeit des Sturmes die eigentliche Gewalt der Wogen im Kampfe der vor- und rückwärts stürzenden Brandungen bereits auf dem Vorlande gebrochen hätte.

In dieser letzten Behauptung verbarg sich ein Körnchen Wahrheit. Dieser Kampf der sich begegnenden ungeheuern Brandungen hatte allerdings stattgefunden und das unbeschützte Festland in wahre Fetzen zerrissen. Trotzdem konnten die unaufhaltsam anprallenden Wogen doch auch den Deich beschädigen, ja brechen, und es war jedenfalls der unverzeihlichste Leichtsinn eines Strandvoigtes, unbekümmert um alle Möglichkeiten dem Kampfe entfesselter Naturkräfte unthätig zuzusehen.

Oluf Borstels Verhalten blieb kein Geheimniß. Es gelangte zur Kenntniß des Deichgrafen, der in Folge des Berichteten den nachlässigen Strandvoigt ernsthaft zur Rede setzte. Dieser blieb auf keine Frage eine Antwort schuldig. Er vertheidigte sich sogar so geschickt, daß mindestens Zeit dazu gehörte, um den Beweis einer absichtlichen Pflichtverletzung gegen ihn

zu führen. Oluf Borstel, dies richtig erkennend, spielte den Beleidigten, stellte sich tief an seiner Ehre gekränkt und reichte sein Entlassungsgesuch ein.

So trat der eigensinnige Mann in das Privatleben zurück, wie es schien, ohne Mittel zum Leben zu besitzen. Seine Frau, über des hartnäckigen Mannes Entschluß entsetzt, starb; Oluf Borstel aber ergab sich jenem anstößigen Faullenzerleben, das die Meisten verdammten, das Niemand begreifen konnte und das den Gerüchten, die gleichsam in der Luft sich bildeten und ein Geheimniß Aller waren, reichen Nahrungsstoff gab.

Die so blosgestellte Deichstrecke zeigte sich, als sie bald nach dem verwüstenden Aequinoctialsturme besichtigt ward, unbeschädigt; wohl aber waren Spuren vorgenommener Ausbesserungen hie und da zu erkennen, die sich die Sachverständigen nicht recht zu deuten wußten, da sie allen Regeln eines rationellen Deichbaues spotteten.

Der Deichgraf wandte sich abermals an Oluf Borstel, um über diese unerhörte Ausbesserung etwas Näheres zu erfahren; der gewesene Strandvoigt aber gab kurze Antworten und fand es höchst sonderbar, daß man ihn für Arbeiten verantwortlich machen wolle, von denen er nichts wisse, und die erst durch eine Reihe von Abspülungen zu Tage gekommen seien.

Mittlerweile hatte man in Erfahrung gebracht, daß die auf dem Sandwatt gescheiterte Schoonerbrigg ein genuesisches Fahrzeug mit einer sehr kostbaren Ladung gewesen sei. Die Gallion mit dem Namenbrett ward im Sandgeröll des Vorlandes gefunden. Auch eine Blechbüchse, die einige dem Capitän des verunglückten Schiffes gehörende Papiere enthielt, trieb an den Strand und zwar in unmittelbarer Nähe von Oluf Vorstels Wohnung. Aus diesen Papieren erfuhr man den Namen des Capitäns der „Antilope", ebenso den seiner jungen Frau, einer Griechin von Chios. Den Leichnam derselben fand man später, vom langen Treiben im Meere bereits sehr entstellt. Es fiel auf, daß sie gar keinen Schmuck trug, nicht einmal Ohrringe, obwohl die in den Ohrläppchen befindlichen Oeffnungen andeuteten, daß die jugendliche Frau diesen Schmuck besessen haben mußte.

Die Leiche des Capitäns der „Antilope" wurde eben so wenig aufgefunden als weitere Nachrichten über die Bestimmung des Schiffes. Dagegen fand sich, wiederum nach Wochen, ein mit Perlmutter ausgelegtes Kästchen von Cederholz an der Kante des Seedeiches, fest eingeklemmt zwischen Geflechtüberresten, die nur bei Tiefebbe sichtbar wurden. Das Kästchen war erbrochen, offenbar mit Gewalt, denn eins der silbernen Charniere am Deckel zeigte sich stark verbogen.

Es war leer; die ganze innere Einrichtung desselben ließ aber erkennen, daß man es zur Aufbewahrung von Schmuck und Kostbarkeiten, vielleicht auch von Geld benutzt haben mochte.

Der auffällige Fund ward zwar aufbewahrt, nie aber konnte irgend etwas über das Verbleiben der darin befindlichen Gegenstände ermittelt werden. Daß das Kästchen der jungen Griechin zugehört haben möge, schloß man aus dem griechischen Namen, der innerhalb des Deckels eingegraben stand.

Im Laufe der Jahre kam der Schiffbruch der „Antilope“ zusammt den Umständen, unter denen er stattgefunden hatte, in Vergessenheit. Das Schiff war ein Raub der Wogen geworden, die Schiffsmannschaft für immer verschwunden und verschollen. Auf dem öden Kirchhofe hinter dem Seedeiche erinnerte nur der Griechenhügel, unter den man die Leiche der jungen Frau in die Erde gebettet hatte, an das tragische Ereigniß.

Aber das Gerücht schwieg nicht. Als schwebten und webten über dem mit Ginster und Sandhafer überwucherten Grabe der verunglückten Griechin Geister und hielten geheimen Zwiesprach mit dem Winde, so erzeugte ein Gerücht das andere, und obwohl Niemand laut davon sprach, erhielten doch alle Strandbewohner nach und nach Kenntniß von der Sage,

welche die Brandung erzählte, die im Windhauch als unheimliche Mähr über dem sturmzerzausten Firste der Wohnung Oluf Borstels auf- und niederstieg.

Es sagte es Einer dem Andern, nicht mit Worten, sondern mit Blicken, der einsam lebende Strandvoigt wisse mehr als irgend ein anderer Deichanwohner um den Schiffbruch der „Antilope“, und wenn es nur möglich wäre, ihn deshalb fragen zu können, werde er bald zu Geständnissen sich herbeilassen, die vielleicht noch viele Geheimnisse ans Licht bringen könnten. Man gestand sich mit einem Worte ganz im Stillen, der eigensinnige alte Strandvoigt, der so verwildert aussah, stets so abgerissen wie ein Bettler ging, mit Niemand freundlich sprach, Alles, was Andere thaten, bekrittelte und mit so auffallender Schlauheit die mehrmals in Anregung gebrachte Abtragung des Seedeiches in der Nähe seiner Wohnung bisher verhindert und die Anlegung einer höheren Schutzwehr auf dem Vorlande, die wiederholt schon vermessen und abgesteckt worden war, belächelte und gerade dadurch hintertrieben hatte, sei — ein Strandräuber gewesen!

Einzelne freilich gab es, die ein so schwer wiegendes Gerücht nicht glaubten, noch weniger es weiter trugen. Zu diesen gehörte der gutmütige Abel und Oluf Borstels Nachfolger, Theide Ocken. Letzterer namentlich fand das Auftreten Borstels zu sicher und

selbstbewußt, als daß er hätte glauben können, derselbe sei sich schwerer Schuld bewußt. Nur konnte auch Theide Ocken sich die Lebensart Borstels nicht hinlänglich erklären, wenn nicht etwa, was am nächsten lag, die Annahme sich begründen ließ, daß der kluge und in vieler Beziehung geizige Mann in seinem früheren Seemannsleben ein nettes Vermögen bei Seite gebracht habe, das er sicher verwahre und von dem er, sich zur Unterhaltung und einer Schaar Neugieriger zum Aerger, ganz nach seiner Gemüthlichkeit lebe.

Da kam die Sturmnacht mit ihren Verwüstungen, welche die Ankunft des Deichgrafen und unmittelbar darauf die beabsichtigte, nur durch Oluf Borstels Erkrankung verhinderte Verhaftung des so lange in zweideutigem Leumund stehenden Mannes folgte.

8.

Die Aufklärung.

Theide Ocken war in dieser ganzen Zeit dem Kranken ein treuer Freund gewesen. Oluf hatte dies wohl bemerkt, und als er endlich so weit hergestellt war, daß er sich gegen den Strandvoigt aussprechen konnte, den er so kurz behandelt hatte, befahl er Dora, ihn mit Theide einige Zeit allein zu lassen.

Oluf forderte jetzt seinen Nachfolger auf, er möge ihn zum Fenster geleiten, damit er doch einmal wieder Himmel und Meer erblicke.

Theide kam diesem Wunsche des sehr schwach und hinfällig gewordenen Mannes, den die Krankheit bis zur Unkenntlichkeit verwandelt hatte, gern nach.

Oluf Borstel sah lange nach dem hohen Deichwalle hinaus, über den in grauweißen Geschwadern die Wolken vom Meere hereinzogen und Schaaren von Möven ihre graziösen Schwingungen ausführten. Das

Gesurr der Brandung verhallte in regelmäßigen Pausen am verborgenen Gestade.

Mit zitternder Hand deutete Oluf nach der Krone des Deiches, wo ein hoher Stab mit wehendem Fähnlein sichtbar ward.

„Haben sie viel gebaut an dem Deiche, Ocken?“ sprach er. „Mir scheint es, die Krone sah anders aus wie ehedem und ist um ein paar Fuß höher geworden.“

Auf diese Frage ward dem Strandvoigt die Antwort schwer. Er wußte, daß sie für den hinfälligen Mann ein Urtheilsspruch sei. Da er aber die Nothwendigkeit, wahr zu sein, einsah, wollte und konnte er ihm nichts verheimlichen.

„Der ganze Deich stürzte wenige Tage nach Deiner Erkrankung zusammen,“ erwiderte Ocken. „Kannst Du errathen, was man unter dem Erdschutte fand?“

„War der Deichgraf zugegen?“ warf Oluf Vorstel ein.

„Der Deichgraf mit allen Strandvögten und den ganzen Gewerken!“

„Und Du?“

„Mir fielen zuerst die blechernen Büchsen in die Hände, die unter Deiner Stiege verborgen waren.“

Ueber Olufs bleiche, eingefallene Züge lief ein spöttisches Lächeln.

„So, so!" sagte er. „Also die Büchse mit den paar spanischen Thalern habt Ihr gefunden? Nun sieh, Theide, das ist mir lieb, denn es liefert dieser Fund Dir und Allen, welche Kunde davon erhalten haben, den Beweis, daß ich Recht hatte, wenn ich wünschte, der Deich möge zusammenbrechen und die Fluth ihn wegschwemmen. So lange er den Wogen Trotz bot, durfte ich nicht prahlen mit meinem Vermögen, ohne mich der Gefahr auszusetzen, von Jedermann für einen Strandräuber erklärt zu werden. Es hätte mir Keiner geglaubt, daß ich durch ehrlichen Fleiß erworben habe, was sich in den Büchsen befindet. Ich war zu geizig gewesen, hatte mich zu arm gestellt, um meinen Kindern was Rechtes erwerben zu können, und durch meine Halsstarrigkeit gerieth ich in schlechten Ruf. Jetzt sehen die Leute, woher ich mein Geld nahm, und wenn ich es im Deiche vergrub, so kann mir das Niemand verargen. Unter der Stiege war es weit besser aufgehoben als hier in diesem baufälligen Hause."

Theide Ocken sah den Sprechenden groß an und glaubte, er phantasiere wieder; der Blick Olufs aber zeugte von klarem Verstande.

„Weißt Du auch, auf welche Weise Dein Hausbewohner ums Leben kam, als die „Antilope" den ersten Schuß abfeuerte?" sagte er nach kurzem Bedenken.

„Der arme Mensch war unvorsichtig; er glitschte aus — da erfaßte ihn die gefräßige Welle und riß ihn hinunter in die brüllende See!“

„Auf der Insel erzählt man den Vorgang anders, Oluf!“

„Auf der Insel!“ wiederholte Vorstel. „Was wissen die Leute auf der Insel von dem, was in finsterer Sturmnacht auf einem Deiche der festen Welt geschieht!“

„Der Wogenzug gestattete den dortigen Lootsen das Auslaufen,“ erwiderte Theide, „als sie das rothe Blitzfeuer am Bord der „Antilope“ sahen. Draußen am See aber erfaßten sie die landwärts rollenden Wogen und trieben sie ab von den Brandungen des Sandwattes. Das Lootsenboot jagte an den Kämmen des Wattes vorüber, der Landspitze zu und kam dem Vorlande so nahe, daß die Männer im Boote die Deichkrone genau überblicken konnten.“

„Dann werden die Insulaner nur arbeitende Leute gesehen haben.“

„An mehr als einer Stelle, Oluf; nur da, wo der Schornstein Deines Hauses über den Deich emporragt, war die Krone desselben unbewacht. Statt der Arbeitenden sahen die Männer im Boote zwei Ringende.“

„Die Angst wird ihnen etwas vorgespiegelt haben, Theide!“

„Auch einen Schrei und Flüche vernahmen sie …"

„Im Heulen des Sturmes?"

„In einer jener Pausen, die der heftigste Sturm zuläßt; dann stürzte ein schwerer Gegenstand in die Brandung, und ein Mann mit fliegendem Haare eilte über den Deichkamm nach Deiner Stiege."

„Haben die wackern Männer im Boote das Signalement dieses Fliehenden Dir nicht verrathen?"

„Sie erkannten ihn Alle! Es war der Strandvoigt selbst!"

Oluf Borstel schlug die Augen zu Boden. Nach kurzer Pause fuhr Theide Ocken fort:

„Man fand auch einen Perlenschmuck mit einem Namenszuge …"

„Unmöglich! Unmöglich!" rief Oluf Borstel mit leidenschaftlicher Heftigkeit, sich selbst vergessend. „Außer den Büchsen mit dem Gelde lag nichts unter der Stiege."

„Der Deichgraf hob den Schmuck mit eigener Hand auf," fuhr Theide Ocken fort. „Er war Dir entgangen, Oluf, als Du im Fieber danach grubst, um ihn in Sicherheit zu bringen. Selbst der Shawl des armen Matrosen, der in der Schiffbruchnacht vom Deich herab in die Brandung rollte und um dessen Hals der Seetang blaue Streifen gezeichnet hatte, war noch um den Schmuck gewickelt. Er paßt genau

in die Einpolsterung des Cederholzkästchens mit den abgerissenen, verbogenen Charnieren."

Oluf sah lange still vor sich hin. Ein paar Mal versuchte er das Auge zu Ocken zu erheben; doch schlug er es immer wieder zu Boden, ehe er den offenen Blick des jungen Mannes erfaßte. Endlich sprach er, die abgemagerten Hände über sein faltiges Antlitz legend:

„Warum habt Ihr mich nicht sterben lassen!"

In diesem Ausruf gab sich ein Schmerz kund, der Theide Ocken rührte.

„Du solltest frei werden von Schuld, ehe Du stürbest, Oluf!" erwiderte der junge Mann. „Daß dies der Wille Gottes ist, haben uns Deine Geständnisse verrathen, die Du unaufgefordert während Deiner Krankheit gemacht hast. Sie bestätigen Alles, was man nach den von Dir selbst gegebenen Winken entdeckte. Weder mir noch dem Deichgrafen ist es unbekannt, welche Gründe Dich veranlaßten, die Arbeiten am Deiche stets zu hintertreiben. Die Fluth sollte Dich retten, die Spuren Deiner Schuld vertilgen; aber die Fluth steht in Gottes Hand, wie der Mensch, der ihn so oft verläugnet."

Oluf Borstel saß regungslos; nur das röchelnde Geräusch des Athmens sagte dem Strandvoigte, daß er lebe.

„Wenn Du ein unumwundenes Geständniß ablegst, Oluf," fuhr Theide Ocken fort, „wird das Gericht hoffentlich mild mit Dir verfahren. Du ließest Dich fortreißen von den Eingebungen eines feindlichen Augenblickes. Das antreibende Kästchen reizte Deine Habgier; Du rangst mit dem Matrosen, Ihr glittet aus — Du wolltest ihn halten und erfaßtest seinen Shawl — da zischte die Brandung über Euch hin. — Der junge Mensch versank in den Wogen, und das lockende Kästchen stand unversehrt auf der Krone des Deiches... Es sind keine Ansprüche wegen desselben erhoben worden, Oluf, und ich hoffe, man wird nachsichtig mit Dir verfahren, schon deshalb, weil Du in Deiner Jugend noch an der Seite Deines Vaters den Prediger in der Kirche beten hörtest: Gütiger Gott, segne den Strand und gib Brod Deinen gläubigen Kindern hinter dem Deiche!"

Auch diese Worte Ockens beantwortete Oluf nicht. Er beharrte in seiner bisherigen Stellung, ohne den Strandvoigt anzublicken. Endlich reichte er Theide die Hand.

„Ist es wahr?" sagte er leise. „Hast Du Dich auswärts verlobt? In der Nacht, welche meinem letzten Unglück voranging, hörte ich davon sprechen. Wenn ich nun plötzlich sterben sollte —"

Oluf fühlte den Händedruck Ockens, der ihn mit den Worten unterbrach:

„Für Dora ist gesorgt. Ich blieb ihr treu in Glück und Leid!“

„Du siehst jetzt ein, Theide, daß ich dem Kinde keine Mitgift geben kann,“ sagte Oluf mit matter Stimme. „Die alten spanischen Thaler . . . Ich weiß nicht . . .“

„Still, Oluf!“ fiel der Strandvoigt dem Erschöpften ins Wort. „Dora spricht mit dem Deichgrafen . . .“

Oluf Borstel zuckte zusammen.

„Ich kann und will den Mann nicht sehen!“ rief er aus, den kalten, schwimmenden Blick nach der Thür richtend.

Diese öffnete sich und der Deichgraf trat, von Dora und einem kräftigen Jüngling in Matrosentracht begleitet, in das kleine niedrige Zimmer. Der Kranke erkannte seinen Sohn Clemens in dem jungen Mann, der am Tage vorher von seiner Seereise zurückgekehrt war. Auf der Rhede der Insel lag das Schiff vor Anker, das ihn glücklich durch alle Stürme über den Ocean trug.

Mit lautem Jauchzen umarmte der Sohn den hinfälligen Vater, der den Heimgekehrten an sich zog und sprachlos zurücksank auf sein Lager.

„Er hat bekannt, und bereut,“ flüsterte Ocken dem Deichgrafen zu.

Dieser reichte dem Strandvoigte die Hand, indem er versetzte:

„Wir wollen sehen, daß alles weitere Aufsehen vermieden wird; nur zu einem bestimmten Versprechen soll sich der Eigensinnige verpflichten.“

Clemens kehrte sich von seinem Vater zu Ocken, den er mit frohem Auge betrachtete.

„Ich weiß Bescheid,“ sagte er, „und habe nichts gegen Dein Vorhaben zu erinnern. Seid Ihr unter einander einig und mit dem Alten da, dann kann meinetwegen Abel schon in acht Tagen daran denken, eine Pipe gutes Getränk zur Verlobungsfeier anzuschaffen.“

Mit diesen Worten führte der Bruder seine Schwester dem Freunde zu.

„Laßt mich für die Ausstattung sorgen,“ sprach der Deichgraf, „und jetzt laßt uns dem Wunsche Olufs beistimmen. Wollte doch ein gewaltiger Schwall diesen Grund und Boden, auf dem wir stehen, rein waschen von den Moderflecken, die in letzter Zeit darauf sichtbar geworden sind.“

Der Kranke vernahm nichts mehr von diesem Wunsche des Deichgrafen. In der Umarmung des Sohnes hatte ihn der Schlag gerührt.

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß man die Ausschreitungen Oluf Borstels, die er sich aus Eigen-

sinn und Habsucht in der Vergangenheit erlaubt hatte, mit ihm ins Grab senkte. Ein Jahr später ward Dora die glückliche Gattin Theide Ockens. Der Deichgraf hielt sein Wort und sorgte für eine anständige Aussteuer, die er der jungen Braut in dem Cederkästchen überreichte, das einst den Perlenschmuck der schönen Griechin enthalten hatte, die jetzt in Frieden neben Oluf Borstel ruhte.

Hinter dem Deiche blieb aber das junge Ehepaar nicht wohnen. Ocken ward auf einen besseren Posten versetzt. Bald darauf zerstörte ein fliegender Sturm das verwitterte Haus des verstorbenen Strandvoigtes. Es ward nicht wieder aufgebaut. Die verödete Strecke, wo es gestanden hatte, wurde zum Weideland geschlagen und zum Unterschiede von anderen Strecken ähnlichen Landes allgemein der öde Winkel hinter dem Seedeiche genannt.

Der grüne Turban.

1.

Vor etwa hundert und dreißig Jahren machte die Erscheinung eines seltsam aussehenden Mannes, der sich plötzlich in einer der belebtesten Hafen- und Handelsplätze der nordalbingischen Halbinsel zeigte, allgemeines Aufsehen. Niemand hatte den Fremdling je vorher gesehen, Niemand wußte, von wannen er kam, Niemand kannte seinen Namen. Schiffbrüche an der Küste hatte es seit Monaten nicht gegeben, sonst wäre das urplötzliche Auftreten eines Wildfremden in einer Hafenstadt leicht erklärlich gewesen. Die Erscheinung des Unbekannten hatte mithin etwas so Räthselhaftes, daß Alle, die seiner ansichtig wurden, sich auch gewissermaßen für ihn interessirten.

Es war im Hochsommer und gerade Markttag, als der Fremde, von einem gaffenden Troß Neugieriger umgeben, mitten unter den Marktbesuchern erschien. Seine Tracht hatte nichts besonders Auffallendes, da

sie so ziemlich der landesüblichen entsprach. Nur die Kopfbedeckung lenkte die Aufmerksamkeit Aller auf den Unbekannten und machte ihn unbedingt zu der wichtigsten Persönlichkeit unter den Marktbesuchern.

Der Fremde, eine schlanke, straffe Gestalt, trug nämlich einen grünen Turban, eine Kopfbedeckung, deren sich bekanntlich nur die Abkommen des Propheten bedienen dürfen. Für einen solchen hätte man nun den Mann gern halten können, wenn er nicht gleich dem Ersten, der ihn anzureden wagte, die bestimmte, fast gereizt klingende Versicherung gegeben hätte, daß er kein Muselmann, sondern ein guter lutherischer Christ sei. An dieser Versicherung zu zweifeln hatte Niemand Grund. Arabischen Stammes oder überhaupt orientalischer Abkunft konnte der Fremdling schon deshalb nicht sein, weil er das Deutsche geläufig sprach. Freilich mischte er zu seiner eigenen Bequemlichkeit eine große Menge Fremdwörter ein, wenn er lebhaft ward, wodurch seine Rede für Manche etwas Unverständliches erhielt. Des Türkischen wie des Arabischen war er seiner eigenen Versicherung nach vollkommen mächtig, was Andere, denen so seltene Sprachkenntnisse nicht zu Gebote standen, natürlich nicht beurtheilen konnten.

Nach seinem Namen befragt, nannte er sich Willem ohne weitere Bezeichnung. Einige, welche die Aeußerung

hinwarfen, Willem sei ein Tauf-, kein Geschlechtsname, zogen sich unheimlich glühende Blicke von dem Fremden zu. Ueberhaupt gab er sehr bald zu erkennen, daß er nicht ausgefragt sein wolle. Er kam, was er offen aussprach, zur Stadt, um auf dem Markt einige kleine Einkäufe zu machen. Diese besorgte er, ohne weiter Rücksicht auf die zahlreiche Begleitung zu nehmen, die ihn nicht mehr verließ, und ohne sich um die verwundernden Blicke derer zu kümmern, mit denen er zu handeln begann.

Von Belang waren die Einkäufe des Beturbanten nicht. Sie beschränkten sich auf lauter Gegenstände, die in einer sehr bescheidenen Haushaltung unentbehrlich sind. Als nun Willem das Nöthige käuflich an sich gebracht hatte, setzte er sich auf den Brunnen am Markt, und verzehrte mit gutem Appetit trockenes Brod und eine schwarze Rettigwurzel, wozu er klares Brunnenwasser trank, das er mit hohler Hand aus dem steinernen Behälter schöpfte.

Nachdem sich Willem in so einfacher Weise erquickt hatte, rüstete er sich zum Abzuge, wobei ihm wieder ein ansehnlicher Trupp Neugieriger das Geleit gab. Er ließ sich dies Gefolge bis an das südlich gelegene Stadtthor gefallen, als aber die Mehrzahl der Begleiter Miene machte, ihn noch weiter zu geleiten, blieb er stehen und sah sich finster um. Das Drohen seiner

blitzenden Augen hatte jedoch nicht die gewünschte Wirkung auf die Menge. Einige lachten, Andere kreischten laut auf und erlaubten sich Worte, die ein Mann für beschimpfend halten mußte, der ausdrücklich und wiederholt die Versicherung abgegeben hatte, daß er sich zur Christuslehre bekenne. Eine Wiederholung der drohenden Blicke hatte keine bessere Folge. Da griff der Fremde mit rascher Handbewegung in seinen groben leinenen Kittel und augenblicklich funkelte ein breites Dolchmesser in seiner schwarzbraunen, nervigen Faust. Mit dieser Waffe machte er einen so unerwartet schnellen Sprung gegen die nur wenige Schritte von ihm entfernte Schaar Neugieriger, daß er augenblicklich mitten unter ihnen stand. Es würde dem gelenken Manne leicht gewesen sein, den Einen oder Andern mit der fremdartig geformten Waffe zu verwunden, er wollte aber den Zudringlichen offenbar nur Schrecken einflößen; denn eben so schnell, als er mitten unter den jetzt angstvoll nach allen Seiten hin Entfliehenden stand, zog er sich auch in höchst seltsamen tigerartigen Sprüngen von ihnen zurück, pfeifende Töne ausstoßend und das Messer mit solcher Rapidität um seinen Kopf wirbelnd, daß es ihn wie ein silberner Reif umschwirrte. Dies staunenerregende Manöver des Fremdlings verscheuchte auch die Keckſten unter den Neugierigen, und als die Menge sich nach

und nach von ihrem Schrecken erholte, war der Unbekannte, Unnahbare bereits spurlos verschwunden.

Tagelang bildete dieses Ereigniß — denn ein solches war die Erscheinung des Fremdlings — das Hauptthema der Unterhaltung in der ziemlich volkreichen Stadt. Wer den Mann mit dem grünen Turban, der im Uebrigen den gewöhnlichen leinenen Rock der ärmeren Landbewohner und schwere, klotzige Schuhe trug, gesehen hatte, auf dem ruhte selbst ein Schimmer des Fremdartigen, das Alle gleichmäßig fesselte. Jeder solche Glückliche ward beneidet, befragt, bald da bald dort festgehalten, und wenn er sonst die Absicht hatte, die wunderlichsten Gerüchte über den Verschwundenen in Umlauf zu bringen, so bedurfte es nur beherzter Andeutungen, um dieses Ziel zu erreichen.

In fast unangenehmer Berührung mit dem Beturbanten, den die Klügsten wohl auch den „nachgemachten Türken" nannten, war dicht vor dem Thore ein junger Mann gekommen, welcher zu den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten der Stadt gehörte. Peter Niddelsen war der einzige Sohn Hans Niddelsens, des reichsten Rheders und Kaufmannes, vor dem alle Welt respectvoll den Hut zog. Der alte Niddelsen verdiente die Achtung, in welcher er bei seinen Mitbürgern stand, denn er war ein kluger Kopf, der unter allen

Verhältnissen immer das Richtige traf, sich seiner guten Naturanlagen aber nie rühmte und, was ganz besonders gefiel, stets gegen Jedermann bescheiden blieb und auch den Aermsten seinen großen Reichthum nicht fühlen ließ.

Hans Niddelsen hatte glücklichen Umständen und seiner eigenen Kraft das ganze colossale Vermögen zu verdanken, über das er nun schon seit einer Reihe von Jahren verfügte. Als armer Junge war er, eine älternlose Waise, in die Stadt gekommen, hatte bei einem mitleidigen wohlhabenden Kaufmanne ein Unterkommen um Gotteswillen als Laufbursche erhalten und war bis zu seiner Verheirathung mit der unschönen, aber gutherzigen, nur freilich geistig etwas sehr beschränkten Tochter seines Wohlthäters im Hause geblieben. Seine Gelehrigkeit, sein Alles leicht fassender Geist hatte den Kaufherrn dergestalt für den armen Hans eingenommen, daß er ihm eine kaufmännische Erziehung geben ließ, und als er später dem sich höchst vortheilhaft entwickelnden jungen Manne anbot, er könne, wenn er Lust dazu habe, als stiller Compagnon ins Geschäft treten, wies dieser ein so ehrenvolles Anerbieten nicht nur nicht zurück, sondern hielt zum Dank dafür auch noch um die der ersten Jugendblüthe schon entbehrende Tochter desselben an, die bis dahin keinen Bewerber gefunden hatte. So ward

Hans Niddelsen durch seine Klugheit ein begüterter, durch sein bescheidenes und stets zuvorkommendes Wesen gegen Alle ein hochgeachteter Mann.

Der einzige Sprößling dieses beneidenswerthen Glücklichen artete seinem Vater nur in wenigen Dingen nach. Peter Niddelsen war nicht klug, dafür aber desto eingebildeter. Von der Mutter hatte er nur den beschränkten Kopf, nicht deren wohlwollende Herzensgüte geerbt. Er wußte, daß er dereinst ganz allein das große Vermögen des Vaters erben werde, dessen Glück sprichwörtlich war. „Er hat Glück, wie Hans Niddelsen" war ein Wort, das man fast täglich hören konnte.

Im sichern Gefühl dieses Reichthums hielt es der beschränkte Peter für unnütz, Andere so freundlich wie sein Vater zu behandeln. Er hatte es als Knabe schon erfahren, daß sich Alle ihm fügten, seiner Willensmeinung unterordneten, und was er damals gern sah, das verlangte er, nachdem er zum Jünglinge herangewachsen war. Je herablassender sein Vater sich zeigte, desto anmaßender, stolzer trat Peter auf. Ermahnungen fruchteten nichts, weshalb der einsichtsvolle Hans Niddelsen, der frühzeitig genug die dürftigen Geistesgaben seines Sohnes richtig erkannte, auch bald darin Einhalt that. Hörte er dies von seinen Mitbürgern bisweilen nicht billigen, so blinzelte Hans

Niddelsen pfiffig mit den Augen und sagte in plattdeutscher Sprache, deren er sich am liebsten bediente, vieldeutig lächelnd:

„Lat em; mien Söhn speculeert!"

Dieser hoffnungslose, stark bornirte, aber maßlos stolze Peter, der bereits in das Alter der Volljährigkeit getreten war, kam in höchst eleganter Kleidung von der Oelmühle zurück, die ihm der Vater zu alleinigem Betriebe überlassen hatte. Gerade unter dem Süderthor begegnete er dem Fremden, dessen Tracht Peter eben so sehr amüsirte wie die ganze Masse der Neugierigen, die dem Unbekannten folgte.

Peter glaubte durchaus etwas Erlaubtes zu thun, wenn er den auffallenden Menschen, in dem er nichts weiter als einen aus weiter Ferne kommenden Bettler erblickte, schärfer in's Auge faßte, und die Menge, welche das Gefolge Willems bildete, fühlte sich durch des reichen Peter Niddelsens Ankunft ebenso ermuthigt, wie durch die neugierigen Fragen nach der seltsamen Persönlichkeit, die er doch nicht unterdrücken konnte, geehrt. Ohne die Ankunft Peters wäre die Menge schwerlich so munter geworden, als sie sich jetzt zeigte, und Willem würde nicht nöthig gehabt haben, zu ihrer Verscheuchung ein Mittel anzuwenden, das in wohl organisirten Polizeistaaten des gesitteten Europa's nicht für erlaubt gilt.

Ohne Zweifel hatte der Mann mit dem grünen Turban mit scharfem Blick den eigentlichen Urheber der wachsenden Zudringlichkeit seiner ungebetenen Begleiter erkannt, wenigstens brachte ihn der gewaltige Sprung, zu dem er sich entschloß, in unmittelbare Nähe des fein gekleideten Peter Niddelsen, vor dessen Auge der breite Stahl wie ein Blitzstrahl funkelte.

Peter wäre beinahe ohnmächtig vor Entsetzen geworden; seine Entrüstung über das gräuliche Attentat des wilden Bettlers steigerte sich zur Wuth, als er sich von dem Unheimlichen befreit sah und er über die möglichen Folgen des unerwarteten Angriffes nachdachte.

Leichter nahm Hans Niddelsen die Mittheilung dieser Thatsache auf. Er hatte durch seine Dienstboten von dem Erscheinen des sonderbaren Fremdlings gehört, das Bedürfniß, ihn persönlich kennen zu lernen, fühlte er jedoch nicht, und wahrscheinlich würde er das viele Sprechen über denselben bald genug in seinem Hause untersagt haben, wäre sein Sohn nicht auf so seltsame Weise mit dem Beturbanten zusammengetroffen.

„Gib Dich nur zufrieden, Peter,“ sagte er zu diesem, als er dessen Erzählung angehört hatte. „Einstecken läßt sich der Kerl nicht, weil wir ihn nicht haben; hätten wir ihn aber auch und brächten wir ihn

hinter schwedische Gardinen, was wäre damit geholfen? Nichts weiter als das, mein lieber Peter — dabei machte Hans Niddelsen die Pantomimen des Geldzählens — und Wuttje per Buttje (Geld) können wir auf angenehmere Weise los werden!"

Peter fuhr sich mit der behandschuhten Hand in seine Frisur, wußte aber auf diesen gewichtigen Einwand des klugen Vaters kein Sterbenswörtchen zu erwidern.

„Nur nicht eilig, mein Sohn!" fuhr der gewitzigte Kaufmann fort. „Laß uns speculiren, wie wir's anzufangen haben, dem wunderlichen Kauz sein türkisches Messer aus der Hand zu winden. Aber man sachte! Mit erhitztem Blute macht man schlechte Geschäfte!"

Diese weisen Lehren des Vaters beherzigte Peter. Inzwischen hatte ihm die unfreiwillige Berührung mit dem wilden Menschen doch eine solche Angst eingeflößt, daß er von jetzt an einen andern Weg nach seiner Oelmühle einschlug. Er setzte voraus, der Mann mit dem Turban könne die Stadt nur durch das Süderthor betreten. Es war demnach nichts klarer, als daß ihm Jeder ausweichen müßte, der seine Geschäfte außerhalb der Stadt auf einem Umwege durch das Norderthor besorgte.

Inzwischen hatte doch Einzelnen die Neugierde keine Ruhe gelassen. Die Erscheinung des Fremdlings

war gar zu auffallend, sein Verschwinden zu drohend gewesen, als daß man ihn so leicht hätte vergessen können. Ein paar wenig beschäftigte Leute versahen sich mit Stockdegen und hingen sich noch zum Ueberfluß eine scharf geladene Büchse um die Schulter. So gerüstet, zogen sie früh am Morgen durch's Süderthor und betraten das dürre Haideland, das nur hie und da von einem Acker, auf welchem Haidekorn in Blüthe stand, durchschnitten ward. Auf wenig betretenen Wegen gingen die Müßigen ein paar Stunden weit in's Land hinein, bis sie den hohen Rücken der Geest erreichten. Der Fremde ließ sich indeß nirgend blicken. Endlich sahen sie in der Ferne ein Paar Geestbauern, die zwischen einer Reihe konisch geformter Hügel beschäftigt waren, Haide zu trocknen. Diesen näherten sich die Herren aus der Hafenstadt, redeten sie an und erkundigten sich nach dem Unbekannten, dessen Aeußeres sie anschaulich beschrieben.

„Die Herren suchen gewiß den Mattenflechter," erwiderte der Aeltere der beiden Bauern. „Die Beschreibung paßt auf den Mann." — „Ihr kennt ihn also und wißt uns seine Wohnung zu bezeichnen?" — „Wir überließen ihm neulich etwas Stroh, das er uns gut bezahlte." — „Und wo kann man ihn treffen?"

Die Bauern zuckten die Achseln, worauf der Vorige sagte:

„Vermuthlich streicht er ohne festen Wohnsitz im Lande umher. Leute von der Westküste begegneten ihm schon vor Wochen in der Marsch. Damals begleitete ihn ein junges Mädchen, das noch wunderlichere Kleider trug, als er selbst.“

Weitere Fragen konnten von den Bauern nicht beantwortet werden. Die neugierigen Herren aus der Stadt, die so gern den ihnen gefährlich dünkenden Mann eingefangen und seiner Drohungen wegen zur Verantwortung gezogen hätten, mußten sich unverrichteter Sache wieder auf den Rückweg begeben.

2.

Peter Niddelsen hatte sich inzwischen mit großem Eifer auf die Speculation geworfen, die er von seinem verständigen Vater täglich preisen hörte. Zwar enthielt er sich dabei aller Hast, allein da ihm alle Geschäftskenntniß abging und Jedermann seine glänzenden Verhältnisse kannte, benutzten die Klugen die Unkenntniß des bornirten Neulings und nahmen ihm Geld in reichlicher Menge ab.

Peter selbst merkte dies nicht, Andere dagegen, welche den alten Niddelsen und dessen kaufmännische Vorsicht kannten, bedauerten, daß ein junger, unerfahrener Thor ansehnliche Summen ohne Noth, ja ohne Sinn und Verstand so leichtsinnig vergeudete. Sie konnten nicht umhin, den Vater des thöricht Handelnden davon in Kenntniß zu setzen, damit dieser bei Zeiten dem verkehrten Thun seines Sohnes steuern möge.

Hans Niddelsen blieb bei dieser Eröffnung wie immer vollkommen ruhig. Er wiegte den Kopf hin und wieder und sagte, überaus pfiffig lächelnd:

„Deiht nix, mien Söhn speculeert!“

„Aber er wirft das Geld mit vollen Händen auf die Straße, Hans!“ rief der Lebhafteste. — „Gestern hat er ein paar Last Oelsaat gekauft und sie um ein volles Dritttheil über den Preis bezahlt! Ich suchte den unsinnigen Handel zu hintertreiben, aber Gott bewahre! Als wenn dem jungen Herrn das Geld in der Hand brenne, warf er es dem schmunzelnden Marschbauer hin, der gar nicht faul darnach langte und es eiligst einsäckelte, um es sicher zu haben!“

Hans Niddelsen war nicht aus seiner Ruhe zu bringen.

„Wird ihm gut thun, Freund!“ sagte er gleichgiltig. „Auch kann er ja eine geheime Absicht dabei haben, die wir Alle nicht kennen. Ick segg' Di, Fründ, mien Söhn speculeert!“

Der Freund des alten Niddelsen verstummte. Er wußte nicht mehr, was er aus dem klugen Kaufmann machen sollte, der seinen einzigen Sohn lächelnd in's Verderben rennen ließ. Denn er war fest überzeugt, daß Peter binnen Jahresfrist ein ganzes Vermögen im Handel zusetzen müsse, wenn er so blind in's

Zeug hinein Einkäufe mache, wie bisher. Wie der kluge Vater diese Tollheit speculiren nennen konnte, war Jedermann unbegreiflich.

Da trat eines Tages der Mann mit dem grünen Turban in Peter Niddelsens Oelmühle. Er hatte offenbar nicht gewußt, wer der Besitzer dieses Etablissements sei, sonst würde er sich wohl gehütet haben, demselben einen Besuch zu machen. Indeß hatte der auffallende Fremdling durchaus keine schlimmen Absichten. Ueber die Schulter hingen ihm eine Anzahl jener geflochtenen Strohdeckel, die man als Abstreifer vor die Thüren zu legen pflegt. Auch aus Tau geflochtene, mit Theer getränkte Abtreter, so wie Strohschuhe besaß der Unbekannte, und sämmtliche Gegenstände bot er jetzt in der Oelmühle zum Verkauf feil.

Unerwartet sah er sich umringt, gefesselt und die lauten Drohungen Peter Niddelsens, der sich wie ein Halbtoller gebehrdete, ließen ihn über die Veranlassung dieser gegen ihn beliebten Handlungsweise keinen Augenblick in Zweifel. Er konnte von Glück sagen, daß man diesmal keine Waffe bei ihm fand. Wiederholt betheuerte er in leidlichem Hochdeutsch, daß keine unlauteren Absichten, sondern einzig und allein der Wunsch, seiner Hände Arbeit abzusetzen, ihn nach der Oelmühle geführt habe.

Peter, als er sah, daß der schreckliche Fremde, dessen Gesichtsfarbe noch dunkler war, wie die eines Mulatten, ihm wirlich nicht mehr gefährlich werden könne, erlaubte seinen herbeigeeilten Arbeitern, dem Gebundenen die Stricke wieder zu lösen, befahl aber, ihn unverweilt in das Haus seines Vaters zu führen. Was dieser dann weiter über den glücklich Ergriffenen bestimmen werde, das solle unweigerlich geschehen.

Hans Niddelsen stand eben neben der Speicherwinde und notirte die Zahl der Reis- und Kaffeesäcke, welche auf die Lagerböden geschafft wurden, und die sein neu erbautes Schiff, die „Speculation", ihm kürzlich erst aus Westindien mitgebracht hatte. Der Lärm auf der Hausdiele, der von dem Gedräng eines beträchtlichen Menschenhaufens herrührte, machte den ruhigen Kaufmann umblicken.

„Wir haben ihn, Vater! Wir haben ihn!" rief der fein gekleidete Peter dem bäurisch aussehenden Vater zu, der keine Miene verzog.

„Wen?" fragte dieser gleichgiltig.

„Den schrecklichen Wilden mit dem furchtbaren Messer!"

„Süh, süh!" versetzte Hans Niddelsen. „Ist der Mann Dir in die Hände gelaufen, Peter?

„Nein, in die Mühle, und denke Dir, Vater, handeln wollte der Fürchterliche, mit Deinem ein-

zigen Sohne, ordentlich handeln wie ein Christenmensch!"

Hans berührte mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Stirn seines Sohnes.

„Speculeeren!" sprach er. „Der Mann versteht nichts vom Geschäft, merk' ich; ich will mir ihn doch einmal ansehen."

Das Gedränge auf der Diele war so groß, daß sich Niddelsen nur mit Mühe durch die Menge Bahn brechen konnte. Es ward jedoch auf der Stelle ruhiger, als der Hausherr sich zeigte. Alle entblößten ihre Häupter vor dem reichen, verständigen Manne, der mit freundlichen Grüßen, sich gegen Jeden etwas steif verneigend, nach der Ecke schritt, wo der Beturbante auf einem Ballen Häute sich niedergelassen hatte. Neben ihm auf dem Boden lagen die Strohflechtereien und die fest und schön geknüpften Abtreter aus getheertem Tauwerk.

Hans Niddelsen stellte sich vor den Fremdling hin, der mit richtigem Takt in dem unscheinbaren Manne den Hausherrn erkannte und sich sogleich erhob.

„Du bist in die Mühle meines Sohnes gedrungen!" redete der alte Niddelsen den Fremdling ziemlich barsch an. „Was veranlaßte Dich dazu?"

„Herr," erwiderte der Mann mit dem grünen Turban, „ich treibe Handel, wie andere Leute, weil

ich sehe, daß man durch Handel so viel verdienen kann, um sein elendes Leben kümmerlich zu fristen."

Hans Niddelsen wiegte beistimmend den Kopf.

„Kümmerlich!" wiederholte er. „Es mag Dir wohl kümmerlich gehen, bist Du aber nicht selbst daran Schuld? Wie heißt Du?"

„Willem, Herr!"

„Und weiter?"

„Ich habe keinen andern Namen."

Hans Niddelsen wendete sich den Nächststehenden zu und sagte:

„Er hat keinen andern Namen!"

„Speculation, Vater, nichts als Speculation!" rief der aufgeregte Peter.

Hans Niddelsen deutete jetzt auf seine eigene Stirn, indem er sprach:

„Klook sien is beter as rieck boren warden!" Dann kehrte er sich dem Fremden wieder zu und fuhr in seinem Examen fort.

„Wer bist Du und was willst Du?"

Willem schien es schwer zu fallen, auf diese Frage eine bestimmte Antwort zu geben. Indeß faßte er sich doch ziemlich schnell und erwiderte:

„Wer ich bin, kann ich nicht wissen, und was ich will, habe ich schon gesagt."

„He speculeert bannig," meinte der vorsichtige Kaufmann, „aber wir wollen ihn doch ausholen! . . . Dein Vaterland?" sprach er ihn schärfer an.

Willem beschrieb einen Kreis um sich, daß mehr als einer der Anwesenden vor dem erhobenen Arme des Gefürchteten zurückfuhr.

„Die weite, weite Welt," lautete die herb klingende Antwort.

„Das ist ein großes Vaterland, mein Junge," versetzte der alte Nibbelsen, „es hat nur die Eigenschaft, daß es gerade seiner Größe wegen bisweilen unbequem wird. Du siehst das jetzt an Dir selbst! So groß Dein Vaterland auch sein mag, hier an dieser Stelle, die mir gehört, und in der Mühle meines Sohnes, der sich seit Kurzem auf's Speculiren gelegt hat, ist Dein Vaterland gewiß nicht. Etwas weiter draußen vor dem Thore, wo es nur Steine, unfruchtbares Land, Ginster, Disteln und Haiderosen gibt, da wäre es schon eher möglich, daß Du ein Plätzchen fändest, wo Du ungestört Deinen mit grünem Tuche in so abscheulicher Weise umwundenen Kopf zur Ruhe legen kannst."

„Stört Dich mein Turban?" sagte Willem, indem er sein markirtes, broncefarbenes Gesicht dem Rheder zuwandte und seine Gestalt in ihrer ganzen Größe aufrichtete.

„Es kann mir gleich sein, wie ein Mensch, den ich nicht kenne, sich verunstaltet," erwiderte Hans Niddelsen, „diese Art Hüte aber sind bei uns gar zu wenig Mode, um gefallen zu können."

„Ich weiß, Ihr liebt die Dreieckigen mehr," sprach Willem, „leider nehme ich mich sehr schlecht unter solchem Hute aus."

Eine rasche Handbewegung entfernte den Turban, eine zweite entriß dem Nächsten den dreispitzigen Hut, welchen der angestaunte Fremdling jetzt auf sein Haupt drückte. Wirklich war die Verwandlung des Mannes mit den scharfen markirten Zügen dadurch eine so komische, daß sich auf der Stelle unter sämmtlichen Anwesenden die Lachlust regte. Die Vertauschung des malerischen Turban, welcher dem dunkeln Gesicht Willems vortrefflich stand, mit dem geschmacklosen Dreispitz entkleidete den gewiß nicht ganz gewöhnlichen fremden Mann jeder Originalität. Hätte er nicht so stolz aufgerichtet dagestanden und wären seine Blicke nicht so feurig von Einem zum Andern geflogen, gewiß, Jeder würde den so Verwandelten für einen gedankenlosen, aller Kenntniß baren schwarzen Bauer gehalten haben, wie sie auf den weiten Mooren der Geest sich mit Torfgraben beschäftigen.

Hans Niddelsen schüttelte mißbilligend den Kopf, während sein geistig schwacher Sohn seinen eigenen

Hut etwas keck zur Seite rückte, als wollte er damit zeigen, daß es nur auf die Persönlichkeit ankomme, um ein Kleidungsstück mit dem gehörigen Anstand zu tragen.

„Behalte Du Deine türkische Mütze, mein Junge,“ sprach der alte Niddelsen, die Schulter Willems mit einer gewissen Vertraulichkeit berührend, „jetzt aber sei endlich so gescheidt und sage mir, von wo Du kommst und wohin Du gehst! Da Du kein Windhauch bist, der unsichtbar über die Haide fährt, mußt Du auf diese Frage Antwort geben können. Auch ist dies nöthig, mein Junge, denn hier zu Lande hat man die Burschen nicht gern, die ihre Lebensweise zu Landstreichern stempelt.“

Willem sah es dem treuherzigen Gesicht des Rheders an, daß es dieser ehrlich mit ihm meine, und kannte er auch die bürgerliche Stellung desselben nicht, so sagte ihm doch seine Lebenserfahrung, daß er es mit einem Manne von Gewicht zu thun habe, dessen Wort etwas gelte in der Gemeinde und den mithin zum Freunde zu haben ihm in seiner Lage nur Vortheil bringen könne.

Mit freiem Auge die gaffende Menge überblickend und mit dem grünen Turban wieder sein Haupt bedeckend, streckte er dem Rheder seine knochige, braune Hand entgegen.

„Versprich mir, Herr, Freund und Bruder zu sein," sagte Willem mit dem Anstande eines Mannes, der sich seiner Würde und seines innern Werthes bewußt ist.

Peter trat ein paar Schritte zurück, schob seinen Hut von der rechten zur linken Seite, und zupfte seine Spitzenmanschetten weit über die Hand.

„Der hergelaufene, ungläubige Kerl!" murmelte er verächtlich. „Zum Freunde bist Du mir zu neu und zum Bruder zu jung," erwiderte Hans Niddelsen mit einem Anfluge von Humor, „wenn ich Dir aber sonst einen Gefallen thun kann, der meine Kräfte nicht übersteigt, so sage Deine Meinung frei heraus und ich verspreche, Dich ruhig anzuhören."

„Besuche mich," sagte der Fremde.

„Sieh so! Und wo, wenn diese Frage erlaubt ist?"

Willem richtete sich abermals hoch auf. Hätte er einen weißen, faltigen Burnus getragen, so würde ihn Jeder willig für einen Fürsten der Wüste gehalten haben.

„Als Bürger dieser Stadt mußt Du Bescheid wissen in der Umgegend," sprach er mit ausdrucksvoller Stimme. „Zwei gute Stunden südlich liegen auf unfruchtbarer Haide drei Hügel von ziemlich gleicher Höhe und gleichem Umfang. Es sollen die Gräber alter Helden sein, deren Namen Niemand kennt.

Zwischen diesen drei Hügeln steht eine Hütte, die ich mit eigenen Händen zimmerte, um gegen Sonne, Regen und Wind geschützt zu sein. Ich brauche wenig, weil ich nie etwas besessen habe. In dieser Hütte triffst Du mich früh und spät von heute an gerechnet neun Tage lang. Am zehnten erst gehe ich aus, doch kann ich nicht sagen, wohin dann mein Weg mich führt. Der Zufall war stets mein Geleitsmann, und weil ich ihn niemals los werden konnte, will ich ihn aus freiem Entschlusse behalten, bis der Engel Gottes, welcher die Menschen in's Paradies führt, ungerufen ihn ablöst."

Der Mann im Turban sprach diese Worte so ernst und würdevoll, daß sie auf sämmtliche Anwesende einen tiefen Eindruck machten. Es wagte Keiner zu lachen, selbst Peter schwieg und begnügte sich, durch Blicke die Stimmung seines Vaters zu erforschen.

„Ich will mir Deinen Vorschlag überlegen," versetzte Hans Nibbelsen nach kurzem Schweigen. „Gefällt mir die Gegend, wo Du Wohnung genommen hast, dann will ich sehen, was sich für Dich thun läßt. Jetzt geh' und halte Dich nicht lange mit Gaffen in den Straßen auf! Du hast einmal die Physiognomie eines Wunderthieres, die man bei uns nicht liebt. Die Gesichter nach der Schablone flößen hier mehr Vertrauen ein. Bleib' also lieber draußen auf der

Geest, wo Du Dein eigener Herr sein kannst; mußt Du aber durchaus unter Menschen kommen, so bequeme Dich, die übliche Landestracht anzulegen!"

„Ich danke Dir für Deine Winke," sagte Willem. „Kauf' mir zum Schlusse unserer Unterredung was ab!"

„Du kannst ein paar von Deinen besten Abtretern hier lassen," erwiderte der Rheder, „und wenn Du einen Laufer auf Deinem Lager oder eben in Arbeit hast, so nehme ich ihn Dir ebenfalls gerne ab. Der junge Herr da studirt die Speculation, und ich vermuthe, daß er sie vom Nutzenbringenden alsbald auch auf das Angenehme ausdehnen wird. Sollen aber in diesem alten, großen Kasten fein beschuhte Mädchenfüße aus- und eingehen, so muß ich nothwendig gut gearbeitete Laufer über die holprige Diele und auf die abgetretenen Treppen legen."

Willem legte die Hand grüßend an seine braune, runzelvolle Stirn, deutete dann auf die am Boden liegenden Geflechte, von denen er die kleineren und weniger guten an sich nahm, und schritt durch die vor ihm zurückweichende Menge der Thür zu. Den Ruf Niddelsens beachtete er dabei so wenig wie den klingenden Ton eines fallenden Silberstückes, das der reiche Kaufmann ihm als Bezahlung für die zurückgelassenen Arbeiten nachschleuderte.

3.

Von diesem Tage an ward der Mann mit dem Turban nicht mehr in den Straßen der Hafenstadt gesehen. Hans Niddelsen hatte aber auch keine Eile und ließ die Einladung des sonderbaren Fremdlings vorerst unbeachtet. Grund dazu war allerdings vorhanden. Sein Sohn Peter hatte sich vollständig verspeculirt und sah sich eines Tages genöthigt, seinem Vater dies beschämende Geständniß abzulegen. Er that es mit der Miene eines Menschen, der sich selbst Alles, Andern gar nichts zutraut, indem er hinzufügte, er könne gar nicht begreifen, wo eigentlich das viele Geld geblieben sei.

Der Vater machte seine ihm zur Gewohnheit gewordene Handbewegung, indem er mit der Spitze des Zeigefingers seine eigene Stirn berührte.

„Ick kann dat begripen,“ sagte er, ohne die geringste Verwunderung oder gar Aufregung zu zeigen.

„Hier mut et hell sien, sonst deiht et das Speculeeren nich.“

Peter fühlte sich von dieser Bemerkung seines Vaters beleidigt und unterließ nicht, dies sehr deutlich zu erkennen zu geben. Gleichzeitig verlangte er die Ausantwortung neuer Mittel, um seine kostspieligen Studien in der Kunst des Speculirens bequem fortsetzen zu können.

Auch dieses Verlangen brachte den Rheder nicht aus der Fassung.

„Damit hat es keine Eile,“ sagte dieser. „Ehe wir neue Capitalien in ein Geschäft stecken, das schon verschiedene Tausende verschlungen hat, wollen wir einmal nachsehen, wie das Sieb beschaffen ist, das so viel durchfallen läßt. Nimm also die Zeit wahr und mache Deine Bücher auf.“

Bücher? Bei diesem Worte machte Peter einen Sprung, als habe er seit einiger Zeit Unterricht im Voltigiren bei dem nachgemachten Türken genommen. Es war ihm in seinem Eifer, das Speculiren recht von Grund aus zu erlernen, gar nicht in den Sinn gekommen, Bücher zu führen. In seinem grenzenlosen Hochmuth und im Gefühl der Sicherheit, welcher der Besitz ansehnlicher Mittel stets gewährt, sah er verachtungsvoll auf die Schreiber herab, die jede Kleinigkeit buchten. Er hielt sich hocherhaben über diese nie-

drig geborenen Erdensöhne und traute sich ein so starkes Gedächtniß zu, daß er die verausgabten Summen im Kopfe behalten könne. Das Begehren des Vaters belehrte ihn leider eines Anderen. Das Capital war allerdings ausgegeben, wofür er aber die ihm vom Vater eingehändigten Summen verwendet hatte, wo die Einnahmen geblieben waren, wie sich eigentlich die Einnahmen zu den Ausgaben verhielten und ob Aussicht vorhanden sei, die gemachten Einbußen später wieder einmal durch eine andere glücklicher einschlagende Speculation zu erobern: über das Alles konnte der verblüffte Peter keine Auskunft geben."

„Mein Sohn," sprach Hans Niddelsen, der ein solches Ende vorausgesehen hatte, „wenn man unglücklich speculirt hat, muß man sich zerstreuen, sich die Luft anwehen lassen, damit die sorgenvolle Stirn sich von selbst wieder glättet. Komm, wir wollen zusammen ins freie Land spazieren gehen."

Peter war mit diesem Vorschlage des Vaters zwar nicht recht zufrieden, allein mit bloßem Widerstreben ließ sich auch nichts ausrichten, und ohne alle Beschäftigung aus dem Fenster sehen oder müßig am Hafen herumschlendern, besserte nichts an der Sache und war noch obendrein langweilig. Dagegen ließ sich den immer auf das Praktische gerichteten Gesprächen des Vaters Manches entnehmen; es war dabei zu

lernen, und wenn Hans nur recht gesprächig ward, so gab er auch immer Weisheitslehren von sich.

Bald nach Tische wanderten Vater und Sohn durch das finstere Süderthor. Der Rheder schlug den Weg nach der Oelmühle ein, deren Flügel sich seit zwei Tagen nicht mehr bewegten. Der junge Niddelsen hatte seinen Leuten den letzten Wochenlohn nicht bezahlen können und deshalb mußte die Mühle feiern. Vorräthe an Oelfrucht waren vorhanden, der kenntnißlose Peter hatte diese aber so theuer bezahlt, daß nach Abzug aller Unkosten, welche die Oelbereitung verursachte, der Kaufpreis niemals wieder dafür eingenommen werden konnte.

Rund um den oberen Rand der hochgelegenen, jedem Winde ausgesetzten Mühle zog sich ein blendend weißer Streif mit einer schwarzen Inschrift. Als Hans Niddelsen jetzt die einzelnen Worte dieser Inschrift erkennen konnte, blieb er stehen und sagte:

„Wie kann das angehen, Peter! Hast Du mit meinem Gelde auch meine Inschrift mit vermahlen? Ich hatte doch drauf geschrieben:

„Wer Gott vertraut und seinem Wort,
Der kommt bei jedem Winde fort!“

Und nun steht da zu lesen:

„Speculiren, speculiren
Ist besser als lang' simuliren!“

„Aber das hast Du ja selber so oft gesagt, Vater, daß ich's nie wieder vergessen konnte," erwiderte Peter, seine Blicke mit dummem Wohlgefallen der nagelneuen Inschrift zukehrend.

„Ja ich, mein Sohn!" sprach Hans Niddelsen. „Ich bin auch ein ganz anderer Kerl wie Du! Wenn ich speculire, habe ich vorher simulirt. Du hast mich falsch verstanden und die Sache deshalb am verkehrten Ende angegriffen. Darum ist Dir der leere Beutel in den Händen geblieben, das Geld aber mit den Flügeln, die nicht mehr auf dem alten Gottvertrauen stehen, in alle Winde verflogen! Thut jedoch nichts, mein Sohn; durch Schaden wird man klug!"

Peter hing den Kopf wie eine verwelkende Tulpe. Das Wort des Vaters hatte jeden Gedankenkeim in seinem Kopfe abgestoßen, so daß er eigentlich gar nichts mehr dachte. Wie ein aufgezogener Automat, der nach dem Takt der in ihm haspelnden Räder die Füße bewegt, zappelte er neben dem stark ausschreitenden Vater fort, ohne des Weges zu achten, den dieser einschlug.

Hans trug während dieses Spazierganges durch Feld, Wiesen und niedriges Gestrüpp die Kosten der Unterhaltung ganz allein. Von dem bedeutenden Verlust, den ihm die alberne Speculationswuth des simpeln Sohnes verursacht hatte, war mit keiner Sylbe

die Rede. Der erfahrene, von seltenem Glück begünstigte Mann sprach von seiner Jugend und dem erbärmlichen Leben, das er bis zu seinem vierzehnten Jahre geführt hatte, und zog daraus die Lehre, es sei immer heilsam, wenn es Jedem eine Zeitlang recht trübselig ergehe. Das wecke das Nachdenken, stähle die Kraft und härte gegen neue, schon in der Ferne drohende Widerwärtigkeiten ab, wogegen immerwährendes Wohlleben träg und gleichgiltig mache, und alle Diejenigen, die sich demselben schwachmüthig hingäben, anstatt zu veredeln, regelmäßig verschlechtere.

Peter hörte geduldig zu, zu irgend einer verständigen Erwiderung oder einem anregenden Einwande konnte er sich wegen gänzlicher Gedankenlosigkeit nicht aufraffen.

„Süh, süh!" unterbrach sich der ganz heiter plaudernde Vater plötzlich selbst. „Da haben wir, glaub' ich, die Hütte unseres fremdländischen Freundes gefunden!"

Peter blickte auf und bemerkte zwischen drei hohen Hünengräbern ein kleines strohbedecktes Haus, das seine Entstehung offenbar keinem Bauverständigen verdankte.

„Laß uns sehen, was der Mann mit dem Turban macht," fuhr Hans fort, etwas rascher ausschreitend. „Wer weiß, ob Du ihn nicht für ein Billiges enga=

giren kannst, wenn Du eines Tages mit mehr Glück und Geschick eine andere Speculation angreifst. Es scheint mir in diesem Willem ein Mensch von guten Anlagen zu stecken, aber er hat einen gewaltigen Nagel im Kopf, der wie eine Mastspitze schon von Weitem sichtbar wird!"

Unterdeß hatten Vater und Sohn die Hütte zwischen den alten Heidengräbern erreicht. Hans Niddelsen stieß die Thür auf und sah sich sofort dem Fremden mit dem grünen Turban gegenüber, welcher letztere jedoch neben dem blitzenden Handschar an einem der Pfosten des leichtgezimmerten Hauses hing.

Wie ein furchtsamer Knabe hielt Peter sich hinter dem Vater und zwar so, daß nur seine Kleidung, nicht sein Gesicht dem Bewohner der Hütte erkennbar ward.

„Seid mir gegrüßt!" sprach dieser, die Arbeit, mit der er sich beschäftigte, weglegend und dem bejahrten Rheder kräftig die Hand schüttelnd. „Ich freue mich, daß mein Wort nicht spurlos im Winde verhallt ist, aber Du hast lange auf Dich warten lassen, Herr."

Hans Niddelsen, gewohnt, Alles scharf zu beobachten, überflog mit schnell prüfendem Auge das Innere der Hütte, erwiderte den Händedruck des ihm noch immer Unbekannten, und machte dabei eine Entdeckung,

die ihm sehr erwünscht war, weil sie ihm Gelegenheit gab, den Bewohner der Hütte in ein Gespräch zu verwickeln. Außer der morgenländischen Kopfbedeckung und der furchtbaren Waffe, die beinahe die Bevölkerung einer ganzen Stadt in Schrecken gesetzt hatte, gewahrte der Rheder noch einige Kleidungsstücke, die nur einer Frau gehören konnten, ein Paar kleine gestickte Schuhe von eigenthümlicher Form, ein Paar ebenfalls kleine und sehr schön gearbeitete Ueberschuhe von gelblichem Leder, endlich über einer ärmlichen Lagerstätte das Stück einer Kette, das mit starken Nägeln an der Wand befestigt war.

Willem konnte seinen städtischen Gästen keinen Stuhl oder Schemel anbieten. Er selbst saß auf einem Bündel dürren Haidekrautes, und zwar mit halb untergeschlagenen Beinen, wie alle ächten Orientalen zu sitzen pflegen. Ein Paar ganz ähnliche Bündel, nur daß sie mit weichem Wollengewebe überzogen waren, schob Willem seinen Gästen zurecht. Dann goß er Wasser aus irdenem Kruge in eine flache Schaale und reichte diese, nachdem er zuvor selbst einige Tropfen daraus geschlürft hatte, Vater und Sohn. Ebenso präsentirte er Beiden einen Teller mit Brod und Salz. Dies Alles that er mit freier Würde, die den hochgewachsenen Mann sehr gut kleidete, und erst als der Rheder und dessen Sohn einige Bissen Brod genossen

und einen Trunk aus der Schaale gethan hatten, gab er sich zufrieden.

„Ihr steht jetzt unter meinem Schutz," sprach er, „und was Ihr auch begehren mögt, meines Beistandes seid Ihr sicher!"

4.

„Du hast nicht Wort gehalten, Willem," redete Hans Niddelsen den Bewohner der Hütte an, indem er ihm die geleerte Trinkschaale zurückgab. „Willst Du mir die bestellten Laufer nicht liefern?"

„Herr," erwiderte dieser, „wärest Du heute oder morgen nicht gekommen, würde ich in Dein Haus getreten sein und Dich an Dein Versprechen erinnert haben. Die bestellte Arbeit ist gethan; ich werde sie Dir abliefern, sobald Du es wünschest."

Hans gab seine Zufriedenheit durch Kopfnicken zu erkennen. Seine Blicke hafteten wieder auf den eigenthümlich geformten Schuhen in der Ecke. Er deutete jetzt darauf und sagte:

„Was ist das? Bist Du verheirathet?"

Willems Antlitz ward sehr ernst, sein Mund schloß sich fest, und seine blitzenden Augen richteten sich ebenfalls auf die Schuhe.

„Die sie einst trug,“ erwiderte er bewegt, „hat mich für immer verlassen, wenige Tage nachdem ich dies Land betreten hatte.“

„War sie Dein Weib oder Deine Tochter?“ forschte der Rheder weiter. Der Hüttenbewohner erhob sich von seinem Bündel, auf dem er sich eben wieder niedergelassen hatte.

„Folge mir!“ sprach er. „Wenn ich von dieser treuen Seele sprechen soll, muß Gottes Athem mich umwehen. Die Luft einer engen Hütte belästigt mich. Laß uns zusammentreten oben auf dem alten Heidengrabe, wo man frei ausblicken kann nach Ost und West. Dort sollst Du erfahren, was mir begegnet ist.“

Hans Niddelsen ließ sich nicht ein zweites Mal auffordern. Seinem Sohne zuwinkend, der mit halb offenem Munde den fremden Mann anschaute, und stets mit großer Sorgfalt jedes Fäschen, das in der wenig saubern Hütte ihm anflog, von seiner eleganten Kleidung abstreifte, trat er zuerst wieder ins Freie. Peter hielt sich dicht an den Vater. Willem zog die Thür der Hütte hinter sich zu, deutete auf den westlich gelegenen höchsten Hügel, welcher seiner Wohnung zur Schutzmauer diente, und sprach:

„Dort oben will ich mein Herz erleichtern.“

Auf dem schmalen Rücken des alten Heidengrabes lagen ein Paar von Moos übersponnene Granitsteine

mit verwitterten Runenzeichen. Sein stark gebräuntes Antlitz dem Westen zukehrend, ließ sich der Bewohner der Hütte hier nieder. Er hatte sein Haupt wieder mit dem grünen Turban bedeckt.

„Du begehrst meine Abstammung, meinen Lebensgang zu erfahren," begann er nach einer Weile, „und da ich in Dir einen Mann erkannt habe, der ein geschenktes Vertrauen nicht mißbrauchen wird, will ich Dir sagen, was ich selbst von mir weiß. Der junge Herr da wird dann bereuen, daß er so unglimpflich mit einem redlichen Manne umsprang."

„Er speculirte," sagte mit spöttischem Augenzwinkern der reiche Rheder, „und Speculanten lassen sich nicht gern stören."

Peter zupfte an seinen Manschetten und betrachtete mit Wohlgefallen die blitzenden Silberschnallen seiner schönen Schuhe.

„Vor acht Jahren," erzählte der Mann mit dem Turban, „hielt ich mich für einen der beneidenswerthesten Menschen, obwohl ich meine Aeltern nie kannte und auf der ganzen weiten Erde schon damals keine Angehörigen besaß."

„Du bist also früh verwaist?" warf Hans Niddelsen ein.

„Durch eine verbrecherische That," fuhr der Erzählende fort, „von der ich erst später Kunde erhielt. Mein Vater war Schiffer und nährte sich, wie hundert

Andere seines Gleichen, unter Sorgen und Mühen. In einem Hause unfern des Strandes wohnend, das nur ein niedriger Dünenzug vom Meere schied, ward er bei heftigen Stürmen von den meisten übrigen Strandbewohnern durch die überspülenden Wogen ganz isolirt. Es konnte ihm in Noth und Gefahr Niemand zu Hilfe eilen. Ich lag noch in der Wiege, als während eines heftigen Sturmes mehrere Fahrzeuge Angesichts der Küste untergingen. Eine Anzahl verwegener Menschen, die ehedem ebenfalls durch Schifffahrt ihren Lebensunterhalt erwarben, hatten schon seit längerer Zeit dieses mühsame und gefahrvolle Geschäft mit dem weit bequemeren heimlicher Strandläufer vertauscht. Das unehrliche Gewerbe ward meistentheils schamlos, gewöhnlich aber doch so heimlich betrieben, daß die Betheiligten nicht zur Rechenschaft gezogen werden konnten. In versteckten unheimlichen Dünenthälern, welche die Phantasie der Bewohner meiner kleinen Heimathinsel mit gespenstischen Gestalten bevölkerte, lagerten diese Verwegenen in gesichertem Hinterhalt, um bei untrüglichen Anzeichen vorgefallener Strandungen wie hungrige Raubthiere an die umbrandete Küste zu stürzen und sich der antreibenden Güter zu bemächtigen.

Zu wiederholten Malen schon hatte man die entsetzenerregende Entdeckung gemacht, daß nach längeren

Stürmen einzelne Leichname von dem zürnenden Meere ausgeworfen wurden, die all' ihrer Habseligkeiten beraubt waren. Diese Unglücklichen mußten — das lag auf der Hand — von verbrecherischen Händen beraubt und darauf erbarmungslos in die Brandung zurückgeschleudert worden sein.

So traurige Vorkommnisse wiederholten sich immer häufiger, so daß die gutgesinnten, auf den Ruf ihres kleinen Landes stolzen Bewohner der Insel in mehrmaligen Berathungen den festen Entschluß faßten, die wahrscheinlich in ihrer Mitte lebenden frechen Strandräuber zu verfolgen und unschädlich zu machen. Man glaubte mehr als Einen derselben zu kennen, aber man konnte sich ihrer nicht früher bemächtigen, als bis sie auf frischer That ertappt worden waren. Um nun dies Ziel zu erreichen, erwählte man eine Anzahl muthiger, unbescholtener Männer, denen Jeder unbedingtes Vertrauen schenkte, betraute sie mit der Bewachung des Strandes in gefahrvollen Stunden, Tagen und Nächten, und bekleidete sie mit ausgedehnter Amtsgewalt.

Unter diesen Männern befand sich auch mein Vater. Er soll Einer der wachsamsten und schärfsten Strandwächter gewesen zu sein. Gerade diese Strenge in der Handhabung des ihm übertragenen Amtes stürzte ihn ins Unglück. In einer furchtbaren Sturm-

nacht kam es zwischen den Strandwächtern und den wilden Räubern aus den Dünenthälern zu blutigem Kampfe. Bereits geplünderte Schiffbrüchige wehrten sich verzweifelt gegen die schändlichen Strandräuber und vereinigten sich mit den ihnen zu Hilfe eilenden Männern.

Es war ein Unglück für meinen Vater, daß er unter den Frevlern einen ihm nahe stehenden Verwandten, den eigenen Bruder meiner Mutter, entdeckte! Zwischen Beiden entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod, der sich bis in das Innere der Wohnung meiner Eltern fortzog. Auf der Thürschwelle traf den Vater der tödtliche Schlag des grimmigen Verwandten. Schon schwang der Wüthrich die blutige Axt, um auch den schreienden Säugling in der Wiege zu tödten, als eine kräftige Mannesfaust den Knaben und dessen Mutter erfaßte, Beide gegen den Unmenschen, der jetzt von anderen Eindringenden umringt ward, schützte und sodann dem Strande wieder zufloh.

Dieser wackere Mann, Capitain eines an der Küste zu Grunde gegangenen französischen Kauffahrers, den die verruchten Seeräuber ebenfalls zu plündern suchten, irrte geraume Zeit am öden, sturmgepeitschten Strande und in den nächsten Dünen umher, mich auf dem Arm haltend, die jammernde, trostlose Mutter führend. Er hoffte entweder einige seiner eigenen

Leute oder mitleidige Bewohner der Insel zu finden, deren Beistand er anflehen wollte. Leider gelang ihm dies nicht. Der Strand blieb öde; nirgends zeigte sich eine Spur, die auf die Nähe menschlicher Wohnungen hindeutete. Die Dünen wurden immer höher, immer wilder. Mit verderblicher Gewalt trieb das stürmende Meer seine weißen Brandungen die steilen Hänge hinan, die mein Retter mit Lebensgefahr erklomm, immer hoffend, es müsse ihm endlich doch Rettung kommen.

Schon steigerte sich diese Hoffnung zum Vertrauen, denn tief in das Dünengebirge hatten die Wogen eine Schlucht gerissen, über welche der Sturm machtlos fortbrauste. Da in der Tiefe schimmerte Wasser, ein Dünensee, wie sie häufig vorkommen. Die Wellen dieses See's bewegten sich nur leise und unfern der von Schaum umstrudelten Einbuchtung des Dünensee's gewahrte mein Retter einen schwarzen Gegenstand, der seiner Gestalt nach nur ein Nachen sein konnte.

Die heftigen Windstöße, die zu unglaublicher Höhe aufrollenden Brandungen mochten die Kräfte meiner armen Mutter gänzlich erschöpft haben. Genöthigt, eine kurze Strecke am steilen Abhange der Düne allein weiter zu klettern, da der Capitain sich selbst und mich zu schützen Mühe hatte, erfaßte sie wahrscheinlich der Schwindel. Die Unglückliche wankte, glitt aus und

stürzte unter den Augen des vor Schreck wild aufschreienden Capitains in die brüllende See. Sie verschwand auf der Stelle und verblieb eine Beute des Meeres.

Tief erschüttert von dem Erlebten, erreichte der Capitain die Sohle des Dünenthales, fand den an einem Pflock befestigten Nachen, der einen kleinen Rest dürftiger Lebensmittel, ein Paar Ruder nebst Mast und Segel enthielt.

Trotz seiner Erschöpfung hielt es der unerschrockene Seemann doch für besser, unter den obwaltenden Umständen sich lieber der Barmherzigkeit Gottes als der Unzuverlässigkeit ihm unbekannter Menschen zu vertrauen. Er wickelte mich in das Segel, löste die Kette, erfaßte mit kräftiger Hand, die Hilfe des Allmächtigen anrufend, die Ruder und trieb das Boot der Mündung der kleinen, geschützten Bucht zu. Der Himmel selbst unterstützte das Unternehmen des muthigen, gottvertrauenden Mannes. Die Brandungen umfaßten die Rippen des schwachen Fahrzeuges, hoben es hoch empor, betteten es wieder tief ein in rollende Wasserschluchten und schaukelten es wohlbehalten hinaus ins freie Meer, wo es von der starken Strömung schnell von der Insel weit abgetrieben wurde.

Ohne Land zu sehen, trieben wir die ganze Nacht auf der offenen See. Auch als der Tag graute,

konnte der Capitain weder Land noch Segel entdecken. Es vergingen traurige, angstvolle Stunden, die den Mitleidigen ernstlich um mein Leben besorgt machten. Eine hohe Sandbank brachte endlich die lang ersehnte Rettung. Es war eine jener hohen Schwellen, die ehemals verlorene Inseln im Meere bildeten und noch immer selbst bei Hochfluthen nicht ganz oder doch sehr unbedeutend überschwemmt werden. Hieher hatte der Sturm fremde Fischer verschlagen. Jetzt lagen die Geretteten, die gleich uns des Nachts auf offener See umhergeworfen worden waren, in einer tiefen Meeresrille vor Anker, emsig beschäftigt, ihre beschädigten Segel nothdürftig auszubessern. Sie nahmen uns gern auf und versprachen dem Capitain, ihn mit seinem geretteten Kinde in einem der Häfen, die ihnen das Fahrwasser anzulaufen gestatten werde, an's Land zu setzen. So ward ich wie durch ein Wunder erhalten und nach Frankreich versetzt, wohin mein menschenfreundlicher Retter sich bald einschiffte."

„Der Mann, welcher sich Deiner als hilfloses Kind so großmüthig annahm, hat Dich gewiß nicht verlassen," meinte Hans Nibbelsen, als der Erzählende eine Pause in seinem Vortrage machte.

„Im Gegentheil," fuhr dieser sogleich wieder fort, „was ich lernte, was ich ward, ich habe Alles meinem großsinnigen Lebensretter zu verdanken. In seinem

Hause ward ich erzogen und, da er selbst keine Kinder besaß, wie der eigene Sohn gehalten. Später theilte mir der treffliche Mann meine wunderbare Rettung mit. Dabei erfuhr ich meinen Namen, nicht aber den Namen meiner Eltern. Ich ward Willem genannt, weil sich meine Mutter beim Anblick ihres mit dem Blute ihres Gatten befleckten Bruders mit diesem Namen über meine Wiege warf.

Es war ein eigenthümlicher Zufall, gegen den sich jedoch mein abergläubiger väterlicher Freund nicht geradezu auflehnen wollte, daß ihm die Führung keines nach den Küsten Ost= und Nordfrieslands bestimmten Schiffes mehr anvertraut ward. Früher machte er fast nur Reisen in die nördlichen Meeresgegenden, nach dem schweren Unglück aber, das ihn betroffen hatte, dirigirten ihn seine Rheder nach dem Mittelmeer. Auf diesen Reisen begleitete ich ihn schon früh und lernte dadurch sehr bald den Schiffsdienst soweit kennen, daß ich schon in jungen Jahren als Matrose eintreten konnte. Da mein Geschlechtsname Niemand bekannt war, riefen mich Alle Willem, und so gewöhnte ich mich, diesen meinen Taufnamen für den einzigen zu betrachten, der mir zukomme.

Mehrere Jahre hatte ich meinen väterlichen Freund auf diesen meist glücklich verlaufenden Fahrten begleitet, als ein ähnliches Verhängniß wie das, welches mir Vater, Mutter und Heimath raubte, auch den Freund

und Erzieher für immer von mir reißen sollte. Tunesische Seeräuber überfielen uns, enterten nach tapferer Gegenwehr von unserer Seite das Schiff und verkauften uns, nachdem sie sich in die reiche Beute getheilt hatten, auf dem Markte von Tunis als Sclaven.

Wohin der unglückliche, schon bejahrte Capitain durch die Babaresken entführt wurde, konnte ich niemals, auch nicht, als ich Ursache hatte, mit meinem Loose zufrieden zu sein, in Erfahrung bringen. Meine Jugend, meine schlanke, kräftige Gestalt, vielleicht auch die trotzige Energie, die sich in meinem ganzen Auftreten aussprach, zogen die Blicke eines vornehmen Mannes auf mich, welcher, nach der Achtung zu schließen, die man ihm bezeugte, einen hohen Rang einnehmen mußte. Ich ward von ihm angeredet und obwohl ich seine in der lingua franca an mich gerichteten Fragen unwillig, ja barsch beantwortete, schien er mir doch nicht zu zürnen. Lächelnd wandte er sich ab und entfernte sich, ohne mich weiter eines Blickes zu würdigen. Bald darauf ward ich für einen hohen Preis gekauft nnd abgeführt. In brennender Sonnengluth mußte ich, mit Fesseln beschwert, mehrere Stunden zu Fuß zurücklegen. Endlich sah ich einen stattlichen Palast, unter Orangen, Palmen und andern südlichen Gewächsen begraben, vor mir liegen. Ein vergoldetes

Eisengitter umhegte Garten und Palast, und innerhalb des Gitters schritten bis an die Zähne bewaffnete Wachen auf und ab. Hier mußte ich eintreten, und bald stand ich demselben Manne gegenüber, der mich auf dem Sclavenmarkte angeredet hatte. Es war, wie ich nach kurzer Zeit erfuhr, der Dey von Tunis selbst!"

„Der Dey von Tunis!" rief Peter Niddelsen, der trotz seiner geistigen Beschränktheit doch mit Theilnahme dem Erzähler zuhörte und in dessen Augen offenbar der Mann, welcher so Außerordentliches erlebt hatte, eine immer bedeutendere Persönlichkeit ward. Peter Niddelsen flößte jeder Beamte, der einen Tressenhut trug und möglicherweise mit Kammerherren und andern hohen Personen in Berührung kommen konnte, nur deshalb Scheu ein, weil diesen eben Gelegenheit geboten war, solche Leute überhaupt nur zu sehen. Wie nun mußte erst ein Mensch ihm vorkommen, der in eigener Person den Dey von Tunis gesehen, gesprochen hatte, von dem er sich gar keine Vorstellung zu machen vermochte! Jetzt erst ward ihm das ganze Auftreten des Fremden erklärlich, und es fehlte wenig, so hätte er sich ganz gegen seinen Willen voll Bewunderung vor dem Beturbanten tief verbeugt.

Willem achtete nicht auf den Ausruf des Schwachsinnigen. Seine Worte ausschließlich an den bejahrten,

verständigen Rheder richtend, nahm er seine Erzählung ungesäumt wieder auf.

„Es entging mir nicht, daß der Dey ein seltenes Vertrauen zu mir faßte. Auf sein Geheiß wurden mir die Fesseln, die ich trug, sogleich abgenommen. Man reichte mir feine, weite Gewänder, gab mir nahrhafte Speisen und behandelte mich mehr wie einen Gast als wie einen Gefangenen und Sclaven, gegen den man keine Pflichten zu erfüllen habe.

Der Dey, welcher für einen der grausamsten Herrscher in Afrika galt, unterhielt sich mit einer gewissen Leutseligkeit mit mir, die mich mit Bangen erfüllte. Ich bildete mir ein, er zeige sich nur deshalb so sanft und freundlich, um mich später mit desto größerem Genusse zähnefletschend mißhandeln und unter ausgesuchten Qualen zu Tode martern zu lassen. Er erkundigte sich nach meiner Heimath, nach meinen Angehörigen, und da ich keine Veranlassung fand, meine Schicksale vor dem gewaltigen Herrn, in dessen Hand ja doch mein Leben lag, geheim zu halten, so erzählte ich ohne die geringste Scheu, was ich von meiner Vergangenheit wußte. Ich mochte wohl mit bewegter Stimme das Ende meiner Eltern vorgetragen und dadurch eine menschliche Regung in dem wilden Herzen des Muselmannes, der sich einen eifrigen Abkömmling des Propheten nannte, geweckt haben."

„Du gefällst mir,“ sprach er, als ich geängstigt schwieg. „Wenn Du meine Befehle pünktlich und gewissenhaft ausführen willst, sollst Du es gut bei mir haben.“

„Ich wagte keine Sylbe zu erwidern, sondern verbeugte mich stumm, wie es Sitte ist bei den Barbaresken, mit über der Brust gekreuzten Armen. Der Dey aber hielt Wort. Er zeichnete mich sichtlich aus, überhäufte mich mit Geschenken, ernannte mich, da er sah, daß ich ihm treu diente, zu seinem Ober-Kassirer, gab mir Diener, die mir gehorchen mußten, und übertrug mir endlich den Ober-Befehl über seine Leibwache.

Dies unerhörte Vertrauen erweckte mir gefährliche Feinde, die es nicht ertragen konnten, einen Giaur mit größeren Ehren überhäuft, in wichtigere Aemter eingesetzt zu sehen, als gläubige Söhne des Propheten. Ich ahnte, daß mir schwere Prüfungen bevorstehen würden, und suchte diesen vorzubeugen. Dies gelang jedoch nicht. Ganz unerwartet ward ich eines Nachts von meinen eigenen Dienern überfallen, gefesselt und in's Gefängniß geworfen. Ich erfuhr nicht, welches Vergehen man mir zur Last legte; ich ward auch nicht verhört, nicht bestraft. Unbefragt lag ich im Kerker, erhielt regelmäßig Speise und Trank, im Uebrigen aber kümmerte sich weder der Dey noch irgend ein

Anderer um mich. Schon gab ich mich verloren und sann auf Mittel, dem Kerker zu entrinnen, als ich eben so unerwartet, wie ich verhaftet worden war, vor den Dey gerufen wurde.

„Sohn eines Hundes,“ fuhr dieser mich an, „Du hast Dein Leben verwirkt!“

Ich warf mich vor dem Gläubigen zu Boden, berührte diesen mit meiner Stirn und wartete des Urtheilsspruches. Dieser jedoch erfolgte nicht. Der Dey befahl mir aufzustehen und — ein unerhörter Fall während seiner Herrschaft — mich vor ihm zu vertheidigen!“

„Ohne daß man Dir vorhielt, was Du verbrochen haben solltest?“ fragte Hans Nibbelsen.

„Der Dey selbst war mein Ankläger,“ entgegnete der Erzähler, den Turban abnehmend und vor sich auf die röthlich blühende Haide des alten Grabhügels legend. „Dies grüne Tuch, aus welchem dieser Turban besteht, hätte mich unbedingt dem Henker überliefert, wäre Gott nicht selbst mein Beistand, mein Retter geworden!“

Diese Behauptung erregte Peter Nibbelsens Mißfallen. „Ein Fetzen Tuch, und noch dazu schmutzig grünes Tuch!“ sagte er wegwerfend und den Turban mit der Spitze seines eleganten Schuhes berührend. „Wenn es noch Sammet gewesen wäre!“

„Merkst Du, wie klug mein Sohn ist?“ fiel der Rheder ein. „Für ihn hat immer nur das Beste Werth! Er speculirt wie ein Abkomme Jacobs!“

Willem fuhr fort:

„Unbekannt mit den mohamedanischen Gesetzen und Sitten, und ohne jegliche Kenntniß der Geschichte der mohamedanischen Religion wußte ich nicht, welche Bedeutung die grüne Farbe des Turban für die Gläubigen hat. Der Dey und viele seiner höchsten Beamten erschienen stets in dieser Kopfbedeckung. Aber ich sah auch auf den Straßen der Stadt, am Hafen, in den Gärten häufig Männer mit grünen Turbanen, ja selbst Bettler, armselige, ganz heruntergekommene Menschen begegneten mir und sprachen mein Mitleid an, deren Haupt ein Turban von der nämlichen Farbe bedeckte.

Der Dey war auffallend mild gegen mich. Er hatte mich offenbar lieb gewonnen und trug sich mit Plänen, die mir sicher zum Vortheil gereicht haben würden, hätte ich mich nur jederzeit unbedingt dem Willen des Gewaltigen unterworfen. Er machte mir werthvolle Geschenke und ließ mich wissen, daß mir hohe Würden verliehen werden sollten, wenn ich dem Christenthum entsagen und den Propheten bekennen wollte.

Eines Tages schlenderte ich müßig durch die schattigen Gänge des Gartens nach dem Kiosk, wo der Dey

häufig zu ruhen pflegte. Seine Lieblingssclavin Suleima, ein noch sehr junges Mädchen von zarter Schönheit, mußte ihm dann mit einem Fächer von Pfauenfedern Kühlung zuwehen und durch Plaudereien unterhalten. Suleima war geraubt und als Sclavin verkauft worden wie ich und befand sich erst seit wenigen Wochen im Palast des Dey. Ich hatte das junge Mädchen, das immer traurig war, wenn es sich unbeobachtet wußte, mehrmals gesehen, durfte aber natürlich nicht mit ihm sprechen, wenn ich nicht uns Beide zugleich unrettbar ins Verderben stürzen wollte.

Als ich nun das Innere des Kiosk überblicken konnte, bemerkte ich auf der Ottomane, wo der Dey zu ruhen pflegte, einen Gegenstand, den ich für ein zurückgelassenes Gewand Suleima's hielt. Ich hatte nie gehört, daß irgend Jemand außer dem Dey den Kiosk betreten durfte, wenn dieser es nicht ausdrücklich verlangte. In jenem Augenblicke dachte ich nicht an die Gefahr, deren ich mich vielleicht aussetzen konnte. Vor meiner Seele stand nur die Gestalt Suleima's mit dem schwermüthigen Blicke, den leidenden schönen Zügen, und eine unsichtbare, geheimnißvolle Gewalt zog mich in den Kiosk.

Zu meiner Verwunderung war der Gegenstand, welcher meine Neugierde reizte, ein grüner Turban, derselbe, den ich noch heute besitze. Ob der Dey, dem er ganz

allein gehören konnte, ihn vergessen oder mit einem andern, den Suleima ihm auf die Stirn gedrückt haben mochte, vertauscht hatte, blieb der Vermuthung anheim gegeben. Ich streckte meine Hand nach dem Turban aus, ich legte den weißen, den ich trug und der ehemals auch die Stirn des Herrschers geschmückt hatte, ab und bedeckte mich mit der grünen Hülle, nicht in der Absicht, sie mir für immer anzueignen, sondern um zu sehen, wie ich mich wohl in diesem Schmuck des Dey ausnehmen möge. Nur wenige Minuten betrachtete ich mich im großen Spiegel des Kiosk, legte dann den grünen Turban auf die Ottomane und ging, meine eigene weiße Kopfbedeckung an mich nehmend, von dannen. In derselben Nacht ward ich verhaftet, gefesselt, in den Kerker geworfen!

Die Berührung der Bedeckung des Dey ohne dessen Erlaubniß galt an sich schon für ein schweres Verbrechen, daß aber gar ein Giaur gewagt hatte, seine unreine Hand nach einem grünen Turban auszustrecken und diesen dadurch zu verunreinigen, das war ein Frevel, der nur mit dem Tode gebüßt werden konnte.

Dennoch zögerte der Dey, dem ein rachsüchtiger Eunuche meine unüberlegte Handlung verrathen hatte. Aus meinem eigenen Munde wollte er das Geständniß meiner Schuld vernehmen. Von ihm befragt, was ich

an jenem Tage im Kiosk gethan habe, sagte ich ohne Furcht die Wahrheit. Nie aber werde ich die schrecklichen Blicke des Dey, den Kampf der Leidenschaften vergessen, den seine Gesichtszüge mir nur zu deutlich verriethen. Ich wußte, daß ich verloren war und wagte kein Wort der Entschuldigung zu stammeln.

Der Dey schwieg geraume Zeit, dann mußten Sclaven mich auf's Neue mit Fesseln belasten und mich in ein noch festeres Gefängniß abführen. Von einem dieser willenlosen Geschöpfe, die mir täglich Nahrung reichten, erfuhr ich, daß der rachsüchtige, blutgierige Herrscher eine ganz neue Strafe für mich ausklügeln wolle, und daß er schon einige Richter, deren Rath er eingeholt und die ihm Vorschläge deshalb gemacht hatten, habe enthaupten lassen, weil die empfohlenen Martern ihm nicht grausam genug für mich erschienen.

Obwohl mir jede Aussicht auf Rettung fehlte, da mein ungewöhnliches Glück und das Vertrauen des Dey mir eine Unzahl Feinde erweckte, trug ich mich doch mit Fluchtgedanken. Ich untersuchte meinen Kerker auf das Genaueste und verschaffte mir durch verschiedene Mittel eine möglichst klare Kenntniß seiner Lage. Hierbei war der Schall mein Führer. Geräusch gab es wenig in der Umgegend des Palastes, wodurch es mir möglich ward, jeden Fußtritt, jeden Laut, jeden

Flüsterton in der Nähe meines Gefängnisses zu unterscheiden. Leider konnte ich durch das hoch angebrachte Fenster nur einen schmalen Streif des Himmels, der ein spärliches Licht in meinem Kerker verbreitete, erkennen.

Durch diesen Spalt bemerkte ich mehrere Tage hinter einander einen Schatten, der, wie es schien, langsam an dem Fenster vorüberschwebte. Er konnte nur von einem lebenden Wesen herrühren. Bald auch hörte ich ein Geräusch, als ob gerade dem Fensterspalt gegenüber Jemand leise hustete. Ich beobachtete ein tiefes Stillschweigen, um nicht etwa einem meiner Feinde auf's Neue Grund zu noch schändlicheren Verläumdungen zu geben. Aus dem Stand der Sonne ersah ich nun, daß der Schatten genau immer zu derselben Zeit sichtbar ward, sowie, daß der Ton des leis hustenden Geräusches sich stets gleich blieb. Diese Bemerkung erfüllte mich mit neuer Lebenshoffnung. Ich glaubte, ein Freund, vielleicht ein früherer Gefährte, der mein Schicksal erfahren habe, wolle mich retten und mir die Mittel verschaffen, meinen Kerker zu durchbrechen. So wagte ich in gleich leisem hustenden Tone zu antworten.

Sogleich verschwand der Schatten. Leichte, flüchtige Tritte bewegten den Sand, dann herrschte die gewohnte Stille ringsumher.

Mit fieberhafter Spannung sah ich dem nächsten Tage entgegen. Die Speise, die mir der grinsende Negersclave brachte, der mich gewöhnlich auch von der Stimmung des Dey in Kenntniß setzte, blieb fast ganz unberührt. In der Nacht floh mich der Schlaf, der mich bisher trotz der Fesseln auf meinem harten Lager noch immer erquickend besucht hatte. Ich zählte meine eigenen Pulsschläge, um die Zeit daran zu messen, und die Aufregung machte mich fast schwindlich, als der Lichtschimmer von Oben mir anzeigte, daß die Minute herannahe, wo bis jetzt regelmäßig der Schatten sich gezeigt hatte.

Mein Herz klopfte stürmisch, als der dunkele Gegenstand die lichte Oeffnung zum Theil überdeckte. Ich vernahm den hustenden Ton, ich antwortete ebenso, und siehe da, von Oben herab glitt raschelnd ein Streifen Papier! Noch ehe ich denselben aufheben konnte, war der Schatten bereits spurlos verschwunden.

Der Papierstreifen enthielt einige Worte in arabischer Sprache, die ich nicht mißdeuten konnte. Es war ein Spruch, so beziehungsreich, daß ich mit Bestimmtheit wußte, er gelte mir. Unter dem Spruche stand der Name Suleima!

Ich begriff vollkommen die Vorsicht der Favorit-Sclavin des grausamen Dey, die als Christin den Aufenthalt im Palast des gewaltthätigen Herrschers

nicht weniger entsetzlich fand, wie ich selbst. Eben so schnell leuchtete mir aber auch ein, daß es keiner Person leichter möglich werden könne, die Thüren meines Kerkers zu sprengen, als der mit so großer Auszeichnung behandelten Suleima. Von ihr konnte es abhängen, den Dey hinzuhalten, den Tag meiner Marter, der von den fanatischen Gläubigen als Festtag begangen werden sollte, einige Zeit hinauszuschieben. Suleima war bestechend durch Jugend und Schönheit, und wenn sie dem grausamen Gebieter Liebe heuchelte, schlug er der Angebeteten eine Bitte nicht ab.

Suleima's Worte theilten mir mit, daß ich Acht haben solle auf jede Speise, die mir gereicht werde. Wer vorsichtig seinen Hunger stillt, verlängert sein Leben! — Dieser Wink war mir deutlich. Die nächste Kost, die der zähnefletschende Negersclave mir brachte, enthielt die Meldung Suleima's, daß innerhalb acht Tagen meine Hinrichtung auf öffentlichem Markte unter großem Pomp stattfinden werde!

Diese Meldung machte mich unendlich unglücklich, da ihr nicht die geringste Andeutung beigefügt war, daß ich Vertrauen haben und unerschrocken der schrecklichen Stunde entgegenharren solle! Am nächsten Tage wartete ich vergebens auf das Erscheinen des Schattens vor dem Fensterspalt, aber — o Wonne! — ich ver=

nahm diesmal die Stimme Suleima's, die, wie es schien, harmlos mit einigen Begleiterinnen sprach, sogar das heitere Lachen der schönen Christensclavin drang in meine Kerkereinsamkeit.

Die Schwatzhaftigkeit des schadenfrohen Negers machte mich an diesem Tage bekannt mit den Vorbereitungen, welche der Dey zu meiner Hinrichtung treffen ließ. Auch Einzelnheiten theilte der Schreckliche mir mit, die nur geeignet sein konnten, die Qualen, die mir zugedacht waren, noch durch eine geistige Folter zu vermehren.

Sollte Suleima mich täuschen wollen? rief es in mir, und die gereichte Speise prüfend, entdeckte ich, klug verborgen, eine abermalige Mittheilung.

Nun schöpfte ich Muth, nun gab ich mich mit vollem Vertrauen den rettenden Anordnungen Suleima's hin. Die treue Seele gab mir die genauesten Instructionen, nach denen ich handeln sollte. Sie selbst spielte dabei die wichtigste Rolle, und als der Tag meiner feierlichen Hinrichtung erschien, war ich überzeugt, daß ich den Tag meiner Wiedergeburt, der Befreiung aus mehrjähriger Sclaverei begrüßen werde, wenn Gott seine Hand schützend über mir und Suleima halte.

Der Plan gelang auch wirklich. Im Augenblick meines Erscheinens auf dem mit Menschen erfüllten

Platze, in dessen Mitte sich das für mich erbaute Martergerüst erhob, entstand eine starke Bewegung, die schnell zum Tumult anwuchs. Es fielen Schüsse, von wem abgefeuert, blieb ein Geheimniß. Die Leibgarde des Dey, die ich selbst Jahre lang befehligt hatte, gerieth erst in's Gedränge, später in Unordnung, und da Viele eine heimlich angezettelte Meuterei oder einen lange voraus überlegten Anschlag auf das Leben des grausamen Mannes, der Martern zu seinem Vergnügen erfand, witterten, suchten die Einen ihr Heil in der Flucht, während die ergebensten Anhänger des Gefürchteten von ihren Waffen Gebrauch machten.

So entstand eine entsetzliche Verwirrung, in welcher der Dey zuerst an sich selbst dachte. Dicht umringt von seinen Getreuen entkam er dem Gedränge, dem Gemetzel, das ganz von selbst in dem wilden Durcheinander entstand. Auf mich und die Schaar der Bewaffneten warf sich mit dämonischem Geschrei eine Anzahl Fanatisirter. Sie schlugen Alles vor sich nieder, ergriffen mich, zerrissen meine Fesseln, schleppten mich fort, und schon glaubte ich, die letzte Stunde meines Lebens sei gekommen, als die dem Anschein nach von Opium berauschte Horde auseinander stob und mich in einem entlegenen Winkel der Stadt mit zerfetzter Kleidung allein liegen ließ.

Noch wußte ich nicht, wie mir geschehen war, als die Thür eines halb verfallenen Hauses sich aufthat, ein Mann in jüdischem Kostüm heraustrat, mich aufhob und in das Haus geleitete. Hinter demselben öffnete sich ein Garten mit der Aussicht auf das Meer, ein Fahrzeug schaukelte auf den murmelnden Wellen, und in diesem Nachen gewahrte ich die als Suliotin gekleidete Suleima. Mit Freudenthränen in ihren melancholischen Augen begrüßte sie mich und öffnete einen Bündel, dem sie das Gewand eines Mekkapilgers und jenen grünen Turban entnahm, dessen unbesonnene Berührung all das Unglück mir zugezogen hatte, das jetzt hinter mir lag.

Diese Pilgertracht eines gläubigen Moslem und der grüne Turban, welcher die Abkömmlinge des Propheten kennzeichnet, waren für mich ein Talisman, der mir allerwärts Schutz gewähren mußte. Gelang es, unbemerkt die Küste zu verlassen, die offene See zu gewinnen, so durften wir uns für geborgen halten.

Suleima hatte einen zuverlässigen Seemann angeworben, der ihr treu ergeben war. Griechischer Abstammung, war Ali, wie man ihn nannte, schon als Knabe in tunesische Sclaverei gefallen. Es war ihm schlimm ergangen, ehe er sich jene Selbstbeherrschung

aneignen konnte, die allein zur Ertragung eines trüben Geschickes uns Kraft und Ausdauer verleiht. Ali haßte alles Mohamedanische, am meisten aber den Dey von Tunis, dem er zahllose Male den Tod geschworen hatte.

Es war Absicht Ali's, den Nachen, der hinlänglich mit Nahrungsmitteln versehen war, die Küste entlang zu steuern, ohne diese ganz aus den Augen zu verlieren. So wollten wir bei Alexandrien landen, nach Cairo gehen und uns hier der großen Pilgerkaravane anschließen, die nach Mekka aufbrechen sollte. Unterwegs hofften wir Gelegenheit zu finden, zurückbleiben und uns nach Syrien wenden zu können. Von dort konnte uns die Einschiffung nach einem europäischen Hafenplatze nicht schwer fallen.

Im Rathe Gottes war es aber anders beschlossen. Unser Fuß sollte weder den Boden Aegyptens noch Kleinasiens betreten. Schon am vierten Tage nach unserer Flucht änderte sich das Wetter. Nachtschwarze Wolken umhüllten den Horizont, die See ging hohl, die Wellen schäumten und thürmten sich, von den Fittichen des Sturmes gepeitscht, zu Bergen auf. Weit ab vom Lande jagte der Sturm unser kleines Fahrzeug. Wir verloren den Cours und irrten bald ohne allen Halt auf der unendlichen Wasserwüste umher.

Dennoch gingen wir nicht unter. Das Fahrzeug ward an keine Klippe geschleudert, ja die furchtbaren Wogen, auf denen es trieb, beschädigten es nicht einmal. Aber die Lebensmittel gingen uns aus. Dem Sturme folgte eine Windstille, welche die See in eine regungslose Fläche verwandelte, auf der die Gluthstrahlen der südlichen Sonne sich blendend brachen. Nach wenigen Tagen schon waren wir dem Verschmachten nahe. Ali, der bisher mit übermenschlicher Kraftanstrengung gearbeitet hatte, fiel in einen fieberhaften Zustand, der seinen Körper schnell aufrieb. Am Steuer sitzend, ereilte den treuen Menschen der Tod.

In dieser Zeit schwerer Prüfung gelobte mir Suleima, mich nie wieder zu verlassen, wenn Gott uns noch einmal vom Tode retten sollte. Ihr werdet begreifen können, daß ich noch weniger an Trennung von der jungen schönen Griechin dachte, als das muthige Mädchen, das so Schweres gewagt und mit seltener Umsicht durchgeführt hatte. Unsere heißen Bitten erhörte der Himmel. Ein holländisches Schiff, von Smyrna nach Rotterdam bestimmt, nahm uns auf. Wir erreichten glücklich den Hafen, betraten mit dankerfülltem Herzen das Land und beschlossen sogleich uns nordwärts zu wenden. Ich wünschte meine ursprüngliche Heimath wieder zu betreten. Aus den Erzählungen meines Erretters glaubte ich die Insel,

auf der ich geboren ward, aus den vielen Inselbrocken, welche die Küsten der Nordsee umgürten, herauszufinden. Gelang mir dies, dann wollte ich mich am Meeresufer niederlassen und nach Art meiner Väter mich als Fischer oder Lootse ernähren.

Suleima stimmte mir bei und hieß alle meine Vorschläge gut. Sie hatte keinen andern Wunsch, als an meiner Seite, mit mir vereint, in abgeschiedener Einsamkeit die Tage ihres Lebens zuzubringen.

Unsere Pläne würden sich haben ausführen lassen, wäre Suleima mir erhalten geblieben. Es fehlte uns nicht an dem Nöthigen, denn meine hochherzige Lebensretterin besaß werthvolle Pretiosen, die sie unmittelbar nach unserer Landung in Holland veräußerte. So konnten wir ziemlich getrost der Zukunft entgegensehen.

Leider begann Suleima schon vor unserer Abreise aus Holland zu kränkeln. Die veränderte Luft, das feuchte, neblige Klima, der häufige und schnelle Wechsel der Temperatur griffen ihre zarte Constitution so auffallend an, daß sie fortwährend leidend blieb. Wollte ich meine Heimath wirklich entdecken, so mußte ich mich an der Küste halten, die ich, meist zu Fuß und immer von Suleima begleitet, durchwanderte. Zu wiederholten Malen betrat ich eine der Inseln, um die Strandgegenden und Dünenthäler zu besichtigen, ob es mir wohl gelingen möchte, die Heimatherde aufzufinden.

Meine Forschungen blieben erfolglos, auch nöthigte mich der Zustand Suleima's, sie bald ganz aufzugeben.

Krank, schwach und bereits fiebernd erreichte sie mit mir die Eiderstädtischen Marschen. Ich hatte mich von Ostfriesland aus dem Meere wieder anvertraut, da ich von der milderen Seeluft Erleichterung für die Leidende hoffte. Diese trat während der Ueberfahrt auch wirklich ein, war aber nur scheinbar. Als wir das Land wieder betraten, verschlimmerte sich ihr Zustand. Die Aermste ward von dem heftigsten Marschfieber befallen. Wohlwollende riethen zu schneller Abreise.

„Nach der Geest! In trockene Luft!" lautete die Antwort Aller, deren Rath ich einholte.

Abermals ergriff ich den Wanderstab. Suleima wankte, auf meinen Arm gelehnt, dem freien, hochgelegenen Lande zu. Vier Tage schleppten wir uns mühsam fort. Am fünften erreichten wir diese drei Heidengräber. Hier gefiel es der Leidenden. Sie wollte eine entfernte Aehnlichkeit mit irgend einer Gegend ihrer Heimath in der Lage der Hügel, in der freien, weiten Aussicht über die blühende Haide finden. Sie bat mich, hier zu rasten und für ein Unterkommen Sorge zu tragen.

Wie hätte ich den rührenden Bitten der glücklich zu mir Aufschauenden widerstehen können, deren fieber-

heißer Athem mich mit den bängsten Ahnungen erfüllte! Während Suleima hier auf diesem Grabhügel saß, schleppte ich das Nöthigste herbei, um in der geschützten Tiefe zwischen den Heldengräbern ein Zelt aufzuschlagen und unter diesem für die Kranke ein Lager zu bereiten. Die Einsamkeit gefiel Suleima wohl. Jene Quelle dort unter dem Dornbusch lieferte uns Wasser, andere Lebensmittel verschaffte ich mir durch Ansprechen von Landleuten, deren sich täglich Einzelne in der Nähe zeigten. All' meine Liebe aber und meine Pflege vermochten Suleima die Gesundheit nicht wieder zu geben. Sie starb nach wenigen Tagen in meinen Armen, glücklich, sich frei zu wissen und mit der wiederholten Versicherung auf ihren Lippen, daß sie nichts wünsche, als bald wieder mit mir vereinigt zu werden.

Dort unten, wo die Haiderosen blühen, habe ich die Unvergeßliche begraben. Dort will ich ihr Hüter sein, bis ich neben ihr auf Erden wieder eine Heimath finde."

Das Abendsonnengold umstrahlte das broncefarbene Gesicht des von so seltsamen Schicksalen Heimgesuchten, als er seine Erzählung endigte, und verlieh ihm das Ansehen einer sitzenden Statue. Ueber die gefurchten Wangen fielen ein paar Thränen in seinen wirren Bart.

Mit dem Turban sich wieder das Haupt bedeckend, erhob sich der Fremdling. Seine Erzählung hatte auf Hans Niddelsen einen tiefen Eindruck gemacht.

„Du weißt, wo Dir ein Freund wohnt,“ sprach der reiche Kaufmann, als er Willem die Hand zum Abschied reichte. „Bist Du es eines Tages überdrüssig, allein hier mitten auf der Haide zu sitzen, so komme zu mir. In meinem Hause, an meinem Tische wirst Du jederzeit einen bequemen Platz für Dich bereit finden.“

Willem schlug das Anerbieten Niddelsens nicht direct aus, doch gab er auch keine Zusage. Als Vater und Sohn ihn verließen, blieb er hoch aufgerichtet auf dem Grabhügel stehen. Die ostwärts Wandernden gewahrten seine Gestalt noch, als die abendliche Dämmerung schon die höher ragenden Punkte der Haide in weiche Schleier hüllte.

5.

Auf dem Rückwege nach der Stadt wechselten Vater und Sohn nur wenige Worte. Peter Nibbelsen schien von dem Gehörten doch mehr ergriffen worden zu sein, als sein Vater glaubte. Bisher hatte den wenig Denkenden Alles gleichgiltig gelassen, nur äußerer Prunk, feine Kleidung und Achtungsbezeigungen, die ihm Andere erwiesen, sprachen ihn an.

Einige Tage nach diesem Zusammentreffen mit dem einsamen Bewohner der Hütte zwischen den Grabhügeln trat Peter zu seinem Vater und sagte:

„Ich will nicht mehr speculiren."

„Süh, süh!" erwiderte dieser. „Und warum nicht, mein Sohn?"

„Ich will erst was Rechtes erleben."

Hans Nibbelsen setzte seinen Zeigefinger auf Peters Stirn.

„Das ist ein Einfall, der Alles, was Du bisher angefangen hast, wieder gut macht," sagte der Rheder. „Lernen, erfahren und dann speculiren, das macht Männer und füllt die Speicher. Umgekehrt wird der Mensch zum Simpel, den Alle verlachen, und die Taschen leeren sich von selbst, ohne daß man sie umzuwenden braucht."

„Ich will auch den alten Spruch wieder auf den Kranz der Oelmühle malen lassen," meinte Peter.

„Bist klug, bannig klug! Hast Du 'was Rechtes erlebt, will ich Dich ein zweites Mal in den Geldkasten greifen lassen."

Peter trat unruhig von einem Fuß auf den andern.

„Du hast noch 'was auf dem Herzen," sagte Hans Niddelsen, der des Sohnes Eigenheiten genau kannte. „Kann's angehen, so komme ich Dir entgegen."

„Ich möcht' 'was erleben, 'was Ungewöhnliches," platzte Peter mit hochrothem Gesicht heraus. „Laß' mich mit dem Briggschiff nach Westindien fahren!"

Der Vater machte ein sehr ernstes Gesicht.

„Hat's denn so lange Zeit mit der Brautschau?" sagte er nach einer Weile, die Augen halb zudrückend. „Die Läufer für Diele und Treppen sind fertig, Du weißt es, und um sie durch kleine, flinke Füßchen in seidenen Schuhen einweihen zu lassen, bedarf's blos einer Einladung."

„Wenn ich wieder komme, Vater, und 'was Rechtes erfahren habe," versetzte Peter. „Der abgerissene Willem von der Hütte ist so gewaltig klug!"

„Hast Recht," erwiderte der Kaufmann. „Der Mann ist so klug, daß er gleich speculiren könnte!"

Eine Woche später segelte Peter mit der nach Westindien bestimmten Brigg seines Vaters, ganz wie ein Matrose gekleidet, aus dem Hafen. Er blieb über zwei Jahre in fremden Welttheilen, ohne ein anderes Lebenszeichen von sich zu geben, als Grüße, die er mit Schiffern in die Heimath sendete.

In diesem Zeitraume trat der Bewohner der Haide, den man allgemein Willem von der Hütte nannte, häufig in das Haus des Rheders, mit dem er fortan in steter Verbindung blieb. Er zeigte sich äußerst geschickt in allen Handarbeiten, und da Hans Nibbelsen seinen Schützling angelegentlich empfahl, so fehlte es dem sonderbaren Einsiedler weder an Arbeit noch Verdienst. Durch alles Zureden war er aber nicht zu bewegen, seine Hütte zu verlassen.

Je eigensinniger der Heimathlose zwischen den Grabhügeln sitzen blieb, desto öfterer erhielt er von Bekannten Besuche. Alle wollten das Stück Kette sehen, die der Vielgeprüfte in Tunis als Sclave getragen hatte, Alle die Schuhe der schönen Suleima betrachten, die im Frieden unter den Rosen der Haide ruhte.

Dies Leben führte Willem von der Hütte beinahe zwei Jahre. Da brachen die Herbststürme plötzlich mit furchtbarer Gewalt in einer Oktobernacht herein und stürzten über den harmlos Schlummernden die leicht gezimmerte Hütte zusammen.

Erst als der Sturm ausgerast hatte, entdeckten Vorübergehende den Trümmerhaufen. Als man Hand anlegte, diese zu entfernen, fand man den Bewohner der Hütte todt auf seinem Lager. Er war nirgends verletzt, das über ihm zusammenbrechende schwere Strohdach mußte den kräftigen Mann erstickt haben.

Der grüne Turban lag auf der Brust des Todten. Als man ihn im engen Thal zwischen den Heldengräbern neben Suleima beerdigte, legte man dem Heimathlosen die ihm so theuer gewordene Kopfbedeckung mit in den Sarg. Peter Niddelsen kam gerade noch zeitig genug von seiner Bildungsreise zurück, um Willem von der Hütte das Grabgeleite geben zu können.

Die eigentliche Heimath des Mannes mit dem grünen Turban ist nie ermittelt worden.

Peter Niddelsen blieb unverheirathet. Einige meinten, er habe Furcht vor den witzelnden Bemerkungen des schönen Geschlechtes, die Mehrzahl aber wollte wissen, er könne keine Braut nach seinem Geschmacke finden. Der Vater dagegen behauptete, und sagte es auch Jedem, der es hören wollte:

„Mien Söhn speculeert! Laßt ihn; er greift das Ding jetzt anders an als früher. Auf dem Saume seiner nie feiernden Oelmühle steht wieder der Spruch:

„Wer Gott vertraut und seinem Wort,
Der kommt bei jedem Winde fort!“

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Gebrüder Katz in Dessau.

[illegible]

Der Wunderknabe von Bristol.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Männer der That.

[illegible]

[illegible]

[illegible]